Bekenntnisse

eines

Zigeuners.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1850.

Bekenntnisse

eines

Zigeuners.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1850.

Die hölzernen Galerieen.

Wir sind im Palais-Royal.

Das war damals die Hölle von Paris.

Es war das Centrum aller Freuden, der Mittelpunkt aller Vergnügungen, aller Orgien, jeglicher Wollust.

Es war ein geheimnißvolles und wunderliches Pandämonium, wo wahnsinnige Summen verschwendet wurden, und wo man eben so wahnsinnig in der Liebe schwelgte.

Es war zu gleicher Zeit ein Bazar, ein Spielhaus, ein Bordell und eine Kneipe.

Von den fernsten Enden der Welt eilten die Fremden herbei, angezogen durch die seltsame Poesie dieses Palastes ohne Gleichen.

So war ehedem das Palais-Royal; jetzt ist es ein gemeines und im höchsten Grade prosaisches Gebäude. Von seinem strahlenden und schmutzigen Ruhm ist nichts übrig geblieben.

Nichts! nicht einmal sein Name; denn leider! und drei Mal leider! man nennt es jetzt Palais-National!!!

In seinem Garten erblickt man, wenn der Himmel klar und die Luft warm ist, die gähnende Menge der Pflastertreter, Kinderwärterinnen, Schauspieler ohne Engagement, Wiedergenesende und Leute aus der Provinz.

Die Pflastertreter schauen mit der müßigen Neugierde der pariser Maulaffen den gymnastischen Künsten der kleinen Mädchen zu, welche auf dem Seile tanzen, oder den klassischen Possen der Hanswürste, welche sich um ein Brotkrümchen streiten, oder dem Kampfe zweier Spitzhunde.

Die Kinderwärterinnen mit ihren weißen Schürzen und großen Hauben sehen nach den französischen Soldaten, nach den galanten Turteltaubern, denen sie vor der berüchtigten Kanonen-Uhr ein Stelldichein angesagt haben, und achten so wenig wie möglich auf die Kleinen, welche ihrer Sorgfalt anvertraut sind.

Die disponibeln Schauspieler sprechen von lebenslänglicher Anstellung mit Anwartschaft auf Pension, von Herausrufungen, von Lorbeerkränzen, aber leider zu oft auch von abgesottenen Kartoffeln, während sie auf das Erscheinen ihrer berühmten Collegen vom Theatre Montansier warten und hoffen, daß ihnen Ravel, Levassor, Alcide Touzet, Sainville oder Grassot im Vorübergehen die Hand drücken oder sie auch aus Erinnerung an frühere Kameradschaft in der Provinz zu einem Mittagsessen einladen werden, was, weil substantieller, noch angenehmer ist.

Die Wiedergenesenden aber haben sich in warme Mäntel gehüllt, auf zwei Stühle gelagert, athmen die freiere Luft ein, und lassen sich von den belebenden Strahlen der Sonne bescheinen.

Was endlich die Menschen aus der Provinz betrifft, so halten sie die Nase hoch, sehen unschuldig und verwundert aus, bleiben vor jeder Bude stehen, treten den Hunden auf die Beine oder stolpern über die Spielbälle der Kinder.

Nicht wahr, das ist eine traurige Sache?

1822 aber, da stand das Palais-Royal auf dem Höhenpunkte seines Glanzes.

Die sogenannten hölzernen Galerieen bestanden damals noch, und ihr Ruf war ein europäischer.

Es ist unerläßlich, hier einige Zeilen der Beschreibung dieses höllischen Bazars zu widmen, welchen die gegenwärtige junge Generation gar nicht gekannt hat, während sich unsere Väter mit Entzücken an ihn erinnern und Dinge von ihm erzählen, die unsere Kinder nicht werden glauben wollen.

Da, wo jetzt die Glasgalerie ist, welche **Galerie d'Orléans** genannt wird und von allen fremden Schmeckfäbeln besucht wird, welche die gastronomischen Wonnen eines Véfour oder der **Frères provençaux** kennen lernen wollen, standen vordem schwankende Häuschen, die von schlecht zusammengefügten Brettern erbaut, eng, kaum bedeckt waren und nur dürftiges Licht von dem Garten oder dem Hofe her durch Luken erhielten, welche für Fenster gelten wollten, in der That aber nur den Luftlöchern eines Gefängnisses glichen

Eine dreifache Reihe dieser Häuschen bildete eine doppelte Galerie.

Die Buden der mittlen Reihe empfingen von den beiden Galerieen her nur wenig Licht In ihnen herrschten mephitische Dünste, die um so widerwärtiger auffielen, weil die Buden kaum zwölf Fuß hoch waren.

Diese meist sechs Fuß breiten, höchstens acht oder zehn Fuß langen Buden wurden zu dem übertriebenen Preise von tausend Thalern jährlich vermiethet. Man kann daraus auf den Werth schließen, der ihnen durch die zahllose Menge der Neugierigen und Lustwandler verliehen wurde.

Kleine, grün angestrichene Gitter schützten die Reihen, welche von dem Hofe oder dem Garten her ihr Licht erhielten, wahrscheinlich, damit das wenig dauerhafte Mauerwerk, auf welchem die Buden standen, nicht zu sehr durch die Schritte der Vorübergehenden erschüttert wurde.

„Dort," sagt Balzac, welcher den hölzernen Galerieen ein Capitel in einem seiner prachtvollsten Werke gewidmet hat, „dort vegetirten die wunderlichsten Producte einer den Gelehrten unbekannten Pflanzenwelt, untermischt mit verschiedenen nicht weniger blumigen Kunstproducten."

Ein Rosenbusch war mit einer Maculatur-Mütze bedeckt, so daß die Blüthen der Rhetorik durchduftet wurden von den Blüthen dieses vernachlässigten, aber stinkend begossenen Gartens.

Bänder von allen Farben oder Ankündigungen schmückten das Laubwerk.

Das Papier, die Ueberreste von Modeartikeln erstickten die Vegetation.

Eine Bandschleife befand sich an einem grünen Busche, und man erkannte in der Nähe, als einen seidenen Fetzen, was man aus der Ferne für eine Georgine angesehen hatte.

Von dem Hofe, wie von dem Garten her, zeigte der Anblick dieses phantastischen Palastes Alles, was nur die pariser Unsauberkeit Widerwärtiges vorzubringen vermochte.

So wurden also die Galerieen von einem garstigen und stinkenden Kranze umgeben, welcher jedem zarter fühlenden Menschen den Zutritt zu wehren schien. Aber die zart fühlenden Menschen wichen vor diesen schrecklichen Dingen so wenig zurück, wie die Prinzen in den Feenmährchen vor den Drachen und

sonstigen Hindernissen, welche ein böser Geist zwischen sie und ihre Prinzessinnen stellte.

In der Mitte wurden diese Galerieen durch einen Gang durchbrochen, wie noch heutigen Tages, und, wie heutigen Tages noch, gelangte man zu ihnen durch die beiden noch stehenden Säulengänge, welche vor der Revolution begonnen und wegen Mangel an Geld wieder aufgegeben wurden.

Die schöne massive Galerie, welche nach dem Theatre français führt, bildete damals einen engen Durchgang von unverhältnißmäßiger Höhe, der so schlecht bedeckt war, daß es oft hindurch regnete.

Diese Galerie wurde die Glasgalerie genannt, um sie von der hölzernen Galerie zu unterscheiden.

Die Bedeckung dieser Buden war übrigens in einem so schlechten Zustande, daß das Haus Orléans einstmals einen bedeutenden Prozeß mit einem berühmten Verkäufer von Cashmirs und andern feinen Stoffen hatte, der nach einer regnerischen Nacht eine große Menge seiner Waaren verdorben fand. Und der Kaufmann gewann den Prozeß.

An manchen Stellen bestand die Bedachung nur aus einer doppelten getheerten Leinwand.

Der Boden der Glasgalerie, in welcher Chevet den Grund zu seinem Reichthum legte, war, wie in den hölzernen Galerieen, der natürliche Boden von Paris, vermehrt durch den künstlichen Boden, welcher unter den Stiefeln und Schuhen der Kunden herbeigebracht war.

Zu jeder Zeit traf man dort Hügel von Koth an, welche von den Kaufleuten endlos zusammengefegt, und von den Vor-

übergehenden eben so endlos wieder auseinander getreten wurden.

Jene widerwärtige Anhäufung von Schmutz, jene vom Regen und Staub getrübten Fenster, jene niedrigen und von Außen mit Lumpen bekleideten Hütten, der Schmutz der begonnenen Wände, der ganze Anblick, der an ein Zigeunerlager, an die Buden eines Jahrmarkt, an die provisorischen Bauten erinnerte, mit denen Paris die Monumente umgiebt, welche es nicht erbaut; — jene ganze grinsende Physiognomie stimmte wunderschön zu den verschiedenen Gewerben, welche in diesem unsaubern Bazar betrieben wurden, in welchem man seit der Revolution von 1789 bis zu der Revolution von 1830 ungeheuere Geschäfte machte.

Zwanzig Jahre lang war gerade gegenüber, im Erdgeschoß des Palais, die Börse.

Die politischen Meinungen und der Ruf der Menschen wurden dort begründet oder vernichtet.

Man kam vor und nach der Börse in jenen Galerieen zusammen, um sich zu besprechen.

Die pariser Geld- und Handelswelt füllte oft den Hof des Palais-Royal und flüchtete bei Regenwetter in jene Galerieen.

Dort traf man die Buchhändler, die Schriftsteller in Poesie und Prosa, die Modehändler und die Töchter der Freude, welche letztere jedoch nur des Abends erschienen.

Dort blüheten die Novellen und die Romane, die jungen und alten Berühmtheiten, die Verschwörungen der Tribüne und die Lüge des Buchhandels.

Dort verkaufte man das Neueste in jeder Art an das Publicum, welches nur dort kaufte und kaufen wollte.

Einige Buden hatten eine freundlichere Außenseite und ziemlich elegante Fenster, aber solche Buden standen nur in den beiden Reihen am Garten oder am Hofe entlang.

Bis zu dem Tage, an welchem diese wunderbare Colonie unter dem Hammer des Architekten Fontaine fiel, waren die Buden in der Mitte der beiden Galerieen vollkommen offen, und wurden von einem Gerüste gestützt, wie die Jahrmarktsbuden in der Provinz.

Da es unmöglich war, in ihnen einzuheizen, so wärmten sich die Kaufleute über Kohlenpfannen. Eine Unvorsichtigkeit hätte in einer Viertelstunde alle die von der Sonne ausgetrockneten Bretter mit ihrem Inhalt an Schnitt- und Modewaaren und Büchern in Asche legen können.

Die Buden der Modehändlerinnen waren mit kostbaren Hüten gefüllt, welche weniger des Verkaufs, als des Anschauens wegen da zu sein schienen, Hundertweise an eiserne Haken hingen und ihre lebhaften Farben auf die Vorübergehenden strahlten.

Zwanzig Jahre lang haben sich alle Lustwandler gefragt, auf welchen Köpfen diese Hüte ihre Laufbahn enden würden.

Muntere Arbeiterinnen hielten Männer und Frauen mit honigsüßen und schlauen Worten an. Ein schönes Mädchen, welches auf einem Schemel stand und mit einer Zunge begabt war, deren Beweglichkeit nur mit der Lebhaftigkeit ihrer Augen verglichen werden konnte, redete ohne Unterlaß die Vorübergehenden an:

„Kaufen Sie einen Hut, meine Dame? Ein allerliebster Hut, rosaroth und schneeweiß, frisch, wie Ihre Wangen.“ —

„Schauen Sie her, meine Dame, eine ganz neue Façon, die schönste, welche zu denken ist. Ihre Majestäten die Königin von England und die Kaiserin aller Russen haben erst verwichene Woche zwölf Dutzend erhalten." — „Kaufen Sie mir etwas ab, mein Herr!" — „Hier finden Sie Alles, was Sie nur wünschen, treten Sie nur näher." — „Suchen Sie sich etwas aus, mein Herr! Sie sind so ein schöner Mann, lassen Sie sich in Versuchung führen, und Sie werden gewiß zufrieden sein. 's ist Alles spottwohlfeil!"

Et caetera!

Das ganze reiche und pittoreske Wörterbuch der Verkäuferinnen, dessen zu große Kühnheiten wir absichtlich unterdrücken, wurde ohn' Unterlaß mit den Variationen abgesungen, welche durch Betonung, Blicke und Bemerkungen über die Vorübergehenden veranlaßt wurden.

Die Buchhändler und die Modistinnen lebten im besten Einverständniß neben einander.

In dem Durchgange, welcher die Glasgalerie genannt wurde, befanden sich indeß die eigenthümlichsten Gewerbe.

Dort haus'ten die Bauchredner und die Scharlatane jeglicher Art; dort gab es Schauspieler, bei denen man gar nichts sah, und Schauspiele, bei denen man die ganze Welt und noch zwei Dörfer sah.

Dort schlug auch ein Mann zum ersten Male seine Bude auf, der später alle Jahrmärkte bereiste und sich zuletzt mit sieben bis achthunderttausend Franken zur Ruhe setzte.

Er hatte als Schild eine Sonne, die sich in einem schwarzen Rahmen drehete, und unter welcher mit rothen transparenten Buchstaben die Worte standen:

Hier
sieht der Mensch,
was
Gott nie sehen kann!
Preis: zwei Sous.

Der Anrufer ließ nie Einen allein ein, aber auch nie mehr, als Zwei.

War man einmal eingetreten, so sah man sich einem großen Spiegel gegenüber.

Plötzlich erhob sich eine Stimme, welche selbst Callot-Hoffmann aus Berlin erschreckt haben würde, und sagte:

„Sie sehen da, meine Herren, was Gott in allen Ewigkeiten nicht sehen kann, nämlich Ihres Gleichen. Gott hat seines Gleichen nicht!"

Und beschämt ging man wieder, ohne daß man wagte, den draußen Harrenden zu bekennen, wie grausam man angeführt sei.

Aus allen den kleinen Thüren gingen ähnliche anlockende Stimmen hervor, welche Kosmorama's, Ansichten von Konstantinopel, Marionettentheater, Schachspielende Automaten, gelehrte Hunde &c. anpriesen.

Der Bauchredner Fitz-James blühte dort in dem Café Borel, bevor er nach dem Montmartre zog, um in der Mitte der Eleven der polytechnischen Schule zu fallen.

Es gab dort Obsthändlerinnen und Blumenmädchen, auch einen berühmten Schneider, dessen militairische Stickereien des Abends gleich Sonnen strahlten.

Am Morgen und bis zwei Uhr Nachmittags waren die hölzernen Galerieen still und verlassen.

Die Kaufleute plauderten ungestört unter und mit einander.

Das Stelldichein, welches sich die pariser Bevölkerung dort gab, begann erst um drei Uhr, zu der Zeit, wo die Börse geöffnet wurde.

Sobald die Menge erschien, begann die wißbegierige, aber geldarme Jugend unentgeldlich die in den Brettern der Buchhändler aufgestellten Bücher zu lesen.

Die Commis, welche die ausgestellten Bücher zu bewachen hatten, verboten es den armen Teufeln nicht, ihre Wißbegierde zu befriedigen.

Hatte es sich nur um ein Duodezbändchen von 200 Seiten gehandelt, wie Smarra, Peter Schlemihl, Jean Sbogar oder Therese Auber, so war die Lesung an zwei Tagen beendet.

Zu jener Zeit bestanden die Lesekabinette noch nicht; man mußte sich das Buch kaufen, welches man lesen wollte, und die Romane wurden daher in einer Anzahl von Abdrücken verkauft, welche heutigen Tags fabelhaft erscheinen würde. Um so christlicher war es, wenn man der lernbegierigen, aber armen Jugend die erwähnte unentgeldliche Lesung verstattete.

In seiner ganzen Poesie glänzte indeß der furchtbare Bazar bei Anbruch der Nacht.

Aus den nächsten Straßen kam eine gewisse Anzahl von Mädchen, um in den Galerieen zu lustwandeln.

Die hölzernen Galerieen waren jetzt vorzugsweise das Palais, und dieses Wort bedeutete so viel, wie ein Tempel der Prostitution.

Die steinernen Galerieen gehörten den privilegirten Häusern, welche eine Steuer dafür bezahlten, daß sie Mädchen ausstellen durften, welche wie Prinzessinnen gekleidet waren.

Die hölzernen Galerieen waren ein öffentliches Terrain für die Prostitution; jedes Mädchen konnte dort hinkommen und seine Beute mit sich führen, wohin es wollte.

Diese Mädchen lockten daher des Abends eine so große Menge nach den hölzernen Galerieen, daß man nur im langsamen Schritt gehen konnte, wie bei einer Prozession oder einem Maskenball.

Diese Langsamkeit war indeß sehr willkommen, denn sie erleichterte die Prüfung.

Die aus allen Gegenden herbeigekommenen Mädchen waren fast alle so schön, daß sie den heiligen Antonius zum Falle gebracht haben würden, und in die anmuthigsten Trachten der verschiedensten Völker gekleidet.

Frankreich, Griechenland, Indien, Italien, die Türkei, Polen, Spanien, Indien, Persien und Gott weiß was sonst für Länder waren durch reizende Geschöpfe vertreten, welche mit Ueberröcken, Mantillen, Dolmans, Burnus, kurz mit allen Trachten bekleidet waren, die so wenig wie möglich verdeckten, so viel wie möglich entschleierten.

Turbane, Barrets, Diademe, Federn, Blumen, bedeckten zur Hälfte die braunen, blonden, schwarzen, gelben, glatten, krausen, lockigen, geflochtenen, wallenden oder aufgesteckten Haare.

Die Taillen Aller waren kühn gewölbt, die Hälse frech entblößt, die Schultern bis zur Mitte des Rückens enthüllt.

Die Augen glühten, das Lächeln forderte heraus, auf den halb geöffneten Lippen schwebten Verheißungen der Wollust, das nackte und glänzende Fleisch, die mit unerhörtem Cynismus gezeigten Beine bezauberten, berauschten.

Eine solche Freiheit der Fragen und Antworten, eine solche

öffentliche Schamlosigkeit, die jedoch mit dem Orte selbst im Einklang stand, war nicht einmal auf den Bällen im Opernhause zu finden.

Das war schrecklich und doch auch lustig.

Die blendende Weiße der Hälse und Schultern bewirkte inmitten der fast stets dunkler gekleideten Männerwelt einen köstlichen Gegensatz.

Das Geräusch der Stimmen und Schritte schallte weit hin in den Garten.

Die anständigsten Personen, fein gekleidete Herren wurden von gemein aussehenden Menschen gedrängt und gestoßen.

Und diese unpassende Versammlung hatte etwas Anziehendes; die gefühllosesten Menschen wurden aufgeregt.

Darum kam auch ganz Paris bis zu dem letzten Augenblick in diese heiligen Hallen. Es erging sich dort noch auf dem Bretterboden, welchen der Architekt über die Keller gelegt hatte, als man dieselben mauerte.

Ein gewaltiges und einstimmiges Bedauern begleitete den Fall der unedlen Holzbuden.

Die Vernichtung der Galerieen und die Unterdrückung der Spiele raubten dem Palais-Royal auch noch den Charakter riesenhafter Verderbniß.

Es war vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo man ein in folgender Weise vertheiltes Haus finden konnte:

Im Erdgeschoß ein Restaurateur und ein Waffenhändler!

Im Entresol ein Leihhaus!

Im ersten Stock ein Spielsaal!

Im zweiten Stock ein Harem!

Innerhalb der vier Wände fanden sich demnach alle Genüsse

des Magens, der Nerven und der Habsucht vereinigt! ungerechnet den Selbstmord, um das Werk zu krönen und die Orgie würdig zu enden!

Wir wiederholen es: das jetzige Palais-Royal ist gar nichts mehr.

Aber wundersam und traurig, eine rührende und tiefe Moral unsers Zeitalters ist es, daß die Ausschweifung seine Seele und sein Glück war, daß es sein Leben einbüßte, als es seine Laster verlor!

Versuchungen.

Es war im Monat Juni des Jahres 1822.

Die neunte Stunde des Abends war von den Thurmuhren verkündet.

Der Tag war drückend schwül gewesen, und die Lustgänge von Paris füllten sich mit einer Menge, welche nach ein wenig Luft und wohlthuender Kühlung lechzte.

Aber die Hoffnung dieser Menge wurde vollständig getäuscht. Die Schwüle schien zu wachsen, anstatt abzunehmen.

Ein dunkler, mit goldenen Sternen besäeter Himmel breitete sich über der Stadt Paris schwer und glühend aus, wie eine eherne Scheibe, und nicht ein Hauch eines Lüftchens berührte die vom Schweiß benetzten Schläfe und die von Staub bedeckten Lippen.

Besonders der Garten des Palais-Royal war ein heißer Backofen, denn er ward auf vier Seiten von Gebäuden eingeengt, welche zwölf Stunden lang die Strahlen einer tropischen Sonne auf ihn zurückgesandt hatten.

Und doch blieb die Menge der Lustwandler nicht aus, und doch kamen von Minute zu Minute durch alle Zugänge neue Ankömmlinge, um die schon so dichten Massen noch dichter zu machen.

Kaum konnte sich die Menge einen Weg durch die gedrängten Reihen der Nymphen bahnen.

Die Ueppigkeit schwebte in der Luft.

Die Atmosphäre sättigte sich mit wollüstiger Elektricität.

Auch die Weisesten fühlten sich beunruhigt.

Die Ruhigsten glaubten die wunderlichen Träume eines Opiumessers in Scene gesetzt zu sehen.

Man lebte nicht, sondern man schlief, man träumte im Gehen. Das war nicht mehr Paris; es war der Orient, der Orient bei einem Feste der Astarte

Plötzlich erhob sich ein Lüftchen.

Ein Freudenruf tönte von Aller Lippen.

Die ausgedörrten und lechzenden Lungen athmeten mit Wollust die lange erwartete Kühlung ein, und der Luftzug, der sich sofort der tausendfachen, von den Frauen und den Blumen ausgeathmeten Wohlgerüche bemächtigte, verwandelte den ganzen Garten in eine gewaltige Cassolette.

Eine Art sinnlicher Erstarrung folgte diesem ersten Gefühl eines unaussprechlichen Wohlbefindens. Eine wonnige Erschlaffung, eine unwiderstehliche und weichliche Wollust umschlang Seele und Körper, und ohne Widerstand gab man sich den Eingebungen der Stunde und des Ortes hin.

Mit wenigen Worten: es war ein fast ähnlicher Rausch, wie ihn Victor Hugo auf eine so wunderschöne Art in folgenden Versen der **Orientales** beschreibt:

„Und in den Auen hörte man von ferne
Den Schall der Küsse bei dem Schein der Sterne.

Ermüdet von des heißen Tages Gluth,
Ergab man sich der Lust mit Liebeswuth,
Da säuselnd durch die frische Sycomora
Ein würz'ger Zephyr labte ganz Gomorrha."

Seit es Nacht geworden war, irrte ein junger Mann, der in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth war, durch die Gruppen, indem er sich bald links, bald rechts wandte, je nachdem der Andrang der Menge ihn hier oder dort hin trieb. Mit glühendem Verlangen schaute er nach den schamlosen Nacktheiheiten, welche sich von allen Seiten seinen Blicken darboten.

Offenbar suchte dieser junge Mann nichts und wartete auch auf Niemand, denn er überließ sich mit der vollkommensten Nachlässigkeit den Schwankungen, welche seinem Gange durch die Ellbogen seiner Nachbarn aufgezwungen wurden, und es schien ihn wenig zu kümmern, ob er vorwärts komme oder rückwärts, ob er in Schlangenlinien oder geradeaus gehe.

Er mochte zwanzig Jahre alt sein.

Er war groß und schlank gewachsen, und die Züge seines Angesichts, welches von einem Walde schöner, von der Natur gelockter schwarzer Haare gekrönt war, zeigten einen ungemein vornehmen Typus, verbunden mit einer fast weiblichen Sanftheit und Regelmäßigkeit.

Dazu gesellte sich noch eine ungemeine Blässe, eine leidende Miene und ein Ausdruck äußerster Niedergeschlagenheit.

Seine weiße und durchscheinende Haut, die seltene Feinheit seiner Hände und Füße mußten dem Beobachter als

ziemlich gewisse Anzeichen eines aristokratischen Ursprungs gelten.

Und dennoch erkannte man an seiner sonderbaren und elenden Kleidung seine Armuth, eine kalte, vollständige, schmutzige Armuth.

Er trug Beinkleider von Zwillich, welche vordem weiß gewesen, seitdem aber durch tausendfache Schmutzflecken zebrafarbig geworden und bis an die Kniee von Koth bespritzt waren, obgleich selbst die schmutzigsten Gassen der guten Stadt Paris seit vierzehn Tagen durch die Hitze ausgetrocknet und fast calcinirt waren.

Eine alte Weste, deren Farbe anzugeben Niemand im Stande sein mochte, war mit Bindfaden über einem schauderhaften Hemde befestigt.

Der schwarze Rock lieferte überall, besonders aber an den Ellbogen und auf dem Rücken, die einleuchtendsten Beweise von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Nun füge man dieser werthvollen Toilette noch einen Hut ohne Deckel und zerfetzte Schuhe hinzu, und man wird urtheilen können, wie strahlend die Schönheit des jungen Mannes sein mußte, um durch solch einen häßlichen Rahmen nicht verdunkelt zu werden.

Nachdem er lange auf die von uns erwähnte Weise im Garten umhergetrieben war, mochte er wohl durch die Hin- und Wiedergänge ohne Zweck ermüdet sein, denn er verließ die Mitte des Gartens und näherte sich der Galerie, welche an die Rue de Valois gränzt.

Diese Galerie war weniger von Menschen erfüllt, als die

übrigen Theile des Palais, und das Umherwandeln war dort, wenn nicht leicht, doch möglich.

Hier blieb unser junger Mann nachdenkend vor den strahlenden Fenstern eines Eßwaaren-Magazins stehen.

Auf den Tafeln von weißem Marmor lagen oder standen saftige Schinken, duftende Früchte, ungeheuere Fische, die mit Eisstücken bedeckt waren, angeschnittene Pasteten, die verschiedensten Erstlinge des Jahres, Flaschen mit Liqueuren aus fernen Ländern, und endlich jene tausend Ueberflüssigkeiten des Luxus, welche zum Nutzen derer geschaffen sind, die ihren Magen zu ihrem Gott erhoben.

Als der junge Mann diese Wunder betrachtete, nahm sein Blick denselben sehnsuchtsvollen Ausdruck an, wie einige Minuten früher, als er die entblößten Nacken und Schultern der Freudenmädchen erschaute.

Dann machte er zwei Bewegungen.

Zwei einfache und in ihrer Einfachheit herzzerreißende und traurige Bewegungen.

Zunächst legte er mit einem schmerzhaften Ausdruck seine Hand auf seine Brust.

Dann schlug er mit seinen Händen erst an die Taschen seiner Weste, dann an die seiner Beinkleider.

Aber kein metallischer Klang ließ sich in den Tiefen derselben vernehmen.

Er hatte also keinen Heller im Vermögen!

Keinen Heller! Und es hungerte ihn!

Der arme Bursche entriß sich dem bezaubernden Anblick, welcher die Martern seines leeren Magens nur vermehren konnte, und that einige Schritte vor.

Doch abermals — und wie es schien, gegen seinen Willen — blieb er vor einer zweiten Bude stehen.

Es war die Bude eines Wechslers.

Wer ihn gesehen, würde geglaubt haben, daß er durch irgend eine übermenschliche Gewalt von derselben festgebannt werde.

Seine Augen erweiterten sich bei der Betrachtung der Reichthümer, welche nur durch ein schwaches Eisengitter geschützt wurden, schienen dieselben zu verschlingen und in dem gelben Widerscheine des Goldes zu erglühen.

In breiten Körben glänzten in der That Quadrupel, Guineen, Ducaten, Piaster, Rupien, kurz Münzen aus allen Ländern der Welt.

Das kostbare Metall erschien dort in allen seinen Formen, in allen Gestalten, und bildete eine Tonleiter der Farben von bewundernswürdiger Mannigfaltigkeit.

Das Gold erschien bald roth, bald gelb oder grünlich, bald bleich oder rosenfarben.

Ganz neue Fünffrankenstücke, welche das Gepräge des guten König Ludwig des XVIII. trugen, lagen in zahllosen Säulchen auf einander gethürmt.

Angebrochene Rollen verwirklichten eine zu oft lügnerische Anspielung auf das Horn des Ueberflusses.

Packete von Bankbillets bewiesen die Allmacht des Credits, welche nur mit der des Geldes einen Vergleich aushält.

Der junge Mann stand stumm und regungslos da, indem er immer mehr in sein tiefes Nachdenken versank.

Sein Athem wurde keuchend.

Die Pulse seiner Schläfe pochten mit Heftigkeit.

Große Schweißtropfen rannen an seinem Antlitz nieder.

Endlich besiegte er sich selbst mittelst einer verzweifelten Anstrengung, verließ die Galerie, kehrte in den Garten zurück und setzte sich auf eine der Steinbänke, welche vor den Pilastern des Palais stehen.

Ach! er hatte damit nur seine Martern verändert.

Im ersten Stock, also gerade über seinem Kopfe, befanden sich die Salons einer Spielhölle.

Die Fenster waren der erstickenden Hitze wegen weit geöffnet.

In regelmäßigen Zwischenräumen hörte man die üblichen Redensarten:

„**Faites votre jeu, messieurs! — Le jeu est fait, rien ne va plus! — Rouge passe! Impair gagne!**“ u. s. w.

Dann der metallische Klang des Goldes oder das Rauschen der Bankbillets, welche der Croupier mit seinem Rechen einzog.

Der junge Mann fuhr mit der Hand über seine Stirn.

Eine Art geistiger Verwirrung verrieth sich in seinen Zügen.

Er erhob sich von seiner Bank und schickte sich an, nicht nur den Garten, sondern überhaupt das Palais-Royal mit seinen Galerieen zu verlassen.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine kräftige Stimme sagte zu ihm:

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen, mein Herr!"

Der junge Mann wandte sich ziemlich überrascht um, und sah sich einem Unbekannten gegenüber.

Der Unbekannte.

Der Unbekannte, welcher so unerwartet den jungen Mann angeredet hatte, war ein Mann von etwa fünf und vierzig Jahren, mittler Größe und kräftigem Körperbau.

Seine kurz geschnittenen Haare, sein ebenfalls kurzer Backenbart und sein langer, schwarzer, zurückgestrichener Schnauzbart gaben seinem gebräunten Antlitz ein durchaus militärisches Gepräge.

Er war nach der damaligen Mode gekleidet: blauer Ueberrock mit einem Kragen von ungemeiner Höhe und nach oben weit bauschigen Aermeln; weite weiße Hose, mit unten weit aufgeschlitzten Beinen, so daß man fast die ganzen Stiefeln sehen konnte; nach oben ungemein spitz zulaufender Hut mit hoch aufgebogenen Krämpen, der keck auf dem rechten Ohre saß; ein Band von zwei oder drei Farben im Knopfloch und ein Stock von bedeutender Dicke in der mit schönem Handschuh bekleideten Hand.

Seit einer Stunde etwa folgte dieser Herr Schritt für Schritt dem jungen Manne, wie wir selbst ihm folgten, ohne daß derselbe ahnte, daß er beobachtet werde.

Er hatte gesehen, wie er den Buhlerinnen in den hölzernen Galerieen Flammenblicke zuwarf.

Er hatte ihn vor dem Eßwaarenladen beobachtet, so wie auch später vor dem Wechselladen und unter den Fenstern der Spielhölle.

Auf jedem neuen Beobachtungsposten war das Lächeln triumphirender geworden, welches die Spitzen seines Schnauzbartes hob.

Auf dem letzten Posten hatte er endlich mit einem freudigen Kopfnicken zu sich gesagt:

„Jung, schön, in das Weibervolk vernarrt, leckerhaft, habsüchtig, Spieler und arm! wahrlich, den hat der Teufel mir zugesandt! Ich könnte zehn Jahre suchen und würde keinen Geeignetern finden!"

Und da sich der junge Mann gerade in dem Augenblick von der Steinbank erhob, in welchem der eben ausgesprochene Gedanke in dem Geiste des Unbekannten zur Klarheit geworden war, so trat dieser Letztere zwei Schritte vor und berührte seine Schulter, indem er sagte:

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen, mein Herr!"

„Guten Abend, mein Herr!" antwortete der junge Mann kalt, nachdem er den Andern eine Minute aufmerksam betrachtet und sich überzeugt hatte, daß er ihn noch nie gesehen habe."

„Wäre es Ihnen gefällig, mein Herr, mir eine kurze Zwiesprache zu vergönnen?" fuhr der Unbekannte auf die freundlichste Weise fort, ohne sich durch die kalte Aufnahme, welche ihm geworden war, abschrecken zu lassen.

„Ich, mein Herr?" fragte der junge Mann.

„Sie selbst."

„Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß hier ein Irrthum

von Ihrer Seite stattfindet, und daß Sie mich für einen Andern halten."

„Nein, mein Herr, ich irre nicht."

„Sie glauben mich also zu kennen?"

„Keineswegs, mein Herr, und ich habe sogar die Ueberzeugung, daß ich Sie zum ersten Male in meinem Leben sehe."

„Dann begreife ich Sie nicht —"

„Gerade um Ihnen begreiflich zu machen, was Sie bis jetzt nicht begreifen, bitte ich Sie von Neuem, mir eine Zwiesprache von wenigen Minuten zu bewilligen."

„Es sei. Ich bin bereit, Sie anzuhören."

„Wenn Sie die Güte haben wollten, mich in die nächste Straße zu begleiten, so würden wir mit einander sprechen können, ohne in jedem Augenblick von der Menge gestört zu werden."

„Ich folge Ihnen, mein Herr."

Die beiden Männer verließen das Palais-Royal und blieben auf dem wenig erleuchteten Bürgersteig der Rue Valois stehen.

Einige weibliche Gespenster rannten sie im Vorübergehen mit den Ellbogen an und raunten ihnen unzüchtige Worte und freche Versprechungen in die Ohren.

Es waren unglückliche Geschöpfe, welche, zu häßlich oder zu schlecht gekleidet, um sich in das helle Licht des großen Bazars der Prostitution wagen zu dürfen, das Bettelbrot des Lasters suchten, indem sie an düstern Wänden entlang streiften.

Der Unbekannte nahm von Neuem das Wort:

„Ohne Zweifel scheint Ihnen mein Benehmen ein wunderliches?"

„Ich gestehe in der That, daß ich mir dasselbe nicht erklären kann.“

„Warten Sie, um urtheilen zu können. Ich nehme eine sehr lebhafte Theilnahme an Ihnen, mein Herr —“

„Sie — an mir!“ rief der junge Mann mit steigendem Staunen aus.

„Ja, mein Herr, ich — an Ihnen.“

„Und warum das, wenn ich Sie bitten darf?“

„Weil man sich um so mehr zu einem Menschen hingezogen fühlt, je größere Dienste man ihm geleistet hat —“

„Nun?“

„Ich komme, Ihnen einen ungemeinen Dienst zu leisten.“

„Einen Dienst — und zwar einen ungemeinen — sagen Sie?“

„Ich erlaube Ihnen, mich beim Worte zu halten.“

„Und wann?“

„Sogleich.“

„Ist das ein Scherz, mein Herr?“

„Nicht im Mindesten.“

„Dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß sie ein Narr sind!“

„Ich werde Sie zwingen, das Gegentheil einzuräumen. Wohin wollten Sie gehen, als ich Ihnen die Hand auf die Schulter legte?“

„Was kümmert Sie das?“

„Es kann mir freilich gleichgiltig sein, ob Sie es mir sagen oder nicht, denn ich weiß es ohnedieß.“

Der junge Mann lächelte ungläubig, aber der Unbekannte fuhr fort:

„Sie wollten durch die Rue St. Honoré gehen, um auf dem kürzesten Wege nach der Seine zu gelangen. Sie wollten sich in das Wasser stürzen."

„Mein Herr!" rief der junge Mann.

„Habe ich nicht die Wahrheit gesagt?" fragte der Unbekannte kalt.

Dann fuhr er fort, als er sah, daß der Jüngling die Augen niederschlug und schwieg:

„Und warum wollten Sie sich das Leben nehmen? Aus den erbärmlichsten, aus den unbedeutendsten Ursachen! Weil Ihre Taschen leer sind, — weil man Sie wegen rückständiger Miethe aus der Wohnung gewiesen hat, welche Sie bisher inne hatten, weil die Kleidung, die sie tragen, sich in einem traurigen Zustande befindet, und Sie kein Mittel haben, sich eine neue anzuschaffen, weil Sie endlich vielleicht heute Morgen nicht gefrühstückt, sicherlich aber nicht zu Mittag gegessen haben."

„Mein Herr! Sie kennen mich also!"

„Keineswegs!"

„Woher wissen Sie das aber?"

„Ich weiß nichts, ich rathe nur, und Ihre Verwunderung beweist mir, daß ich richtig rieth."

„Und Sie finden die Gründe nicht richtig, welche mich zum Selbstmorde treiben?"

„Ich finde sie lächerlich!"

„Wirklich!" sagte der Jüngling mit einem bittern Lächeln.

„Ich habe die Ehre, Ihnen das zu wiederholen."

„Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen."

„Das wünsche ich ebenfalls. Ich würde dann fünf-

undzwanzig Jahre jünger sein und mein Leben besser einrichten."

„Was kümmert mich mein Alter, da ich sterben muß!"

„Gehen Sie, mein junger Freund, denn ich bitte Sie, Ihnen diesen Namen geben zu dürfen; gehen Sie! Sie werden nicht sterben! Verlassen Sie sich auf mich."

„Sollten Sie vielleicht die Absicht haben, meinem Vorhaben in den Weg zu treten?"

„So ist es."

„Durch Gewalt?"

„Nein, durch Ueberredung."

„Ich versichere Sie, daß Sie nichts ausrichten werden."

„So werde ich wenigstens den Versuch gemacht haben."

„Aber, mein Herr, Sie wissen nicht, daß ich nur unter der Bedingung, alle meine Neigungen befriedigen, alle meine Träume verwirklichen zu können, leben bleiben würde."

„Weiter?"

„Sie wissen nicht, daß mein Naturtrieb mich zu allen Genüssen, zu jeder Befriedigung der Sinne drängt: ich liebe ein leckeres Mahl, schöne Mädchen und hohes Spiel."

„Nun?"

„Nun! Sie haben, wie ich annehmen darf, weder die Macht, noch den Willen, mir das Alles zu gewähren."

„Wer weiß?" fragte der Unbekannte.

„Mein Herr," fuhr der junge Mann fort, indem er einen zu gleicher Zeit vorwurfsvollen und zornigen Blick auf den Andern heftete, „es ist grausam, mit dem Todeskampfe eines Mannes, der nichts von Ihnen verlangt, sein Spiel zu treiben."

„Gewähren Sie mir die Freude, mein junger Freund, die Absicht meiner Worte nicht so falsch zu deuten. Ich spreche mich auf deutliche, bestimmte und bündige Weise aus; ich biete Ihnen das Wohlleben, die Genüsse und die Freuden an, nach welchen Sie sich sehnen, und ohne welche auch nach meiner Ansicht das Leben nicht der Mühe verlohnt, es zu erhalten oder zu bedauern."

Diese letzten Worte wurden in einem so bestimmten und festen Tone ausgesprochen, daß der junge Mann sich genöthigt sah, sie für ernstliche zu nehmen.

„Ach!" rief er aus, „Sie wollen mich gewiß für irgend ein Verbrechen gewinnen?"

„Für ein Verbrechen!" versetzte der Unbekannte unter herzlichem Lachen. „Meiner Seel', junger Freund, wenn ich nicht den Zustand Ihrer Finanzen kennte, so würde ich glauben, daß Sie der Aufführung irgend eines schwarzen und an schrecklichen Bündnissen reichen Melodrama's beigewohnt hätten! Sehen Sie mich aufmerksam an, ich bitte Sie darum, und sagen Sie mir dann, ob ich wie ein Bösewicht aussehe?"

„Nein!" stammelte der Jüngling und schämte sich des Verdachts, der in ihm aufgestiegen war.

„Seien Sie ruhig," fuhr der bejahrtere Mann fort, „seien Sie vollkommen ruhig und zerbrechen Sie sich den Kopf nicht damit, die Gründe der Theilnahme aufzusuchen, welche ich Ihnen beweise. Ich erwarte durchaus nichts von Ihnen, weder Gutes, noch Böses; nur das verlange ich von Ihnen, daß Sie für heute Abend Ihren Selbstmordgelüsten entsagen, denn es giebt nichts Ungesunderes, als mit leerem Magen in das Wasser zu gehen. Speisen Sie heute Abend mit mir, und wenn morgen Ihre Ansichten noch dieselben sind, so werde ich keinen Versuch

nachen, sie zurückzuhalten. Die Seine fließt morgen noch eben so tief, wie heute! Kommen Sie! — Ja oder nein?"

„Ja," antwortete der junge Mann.

„Schön! das heiße ich sprechen!"

Der Unbekannte ging und der junge Mann begleitete ihn. Nach etwa zwanzig Schritten blieb indeß dieser Letztere stehen. Ein schrecklicher Gedanke war in ihm wach geworden.

„Was giebt es?" fragte der Unbekannte, indem er ebenfalls stehen blieb.

„Ich werde Sie nicht weiter begleiten, wenn Sie mir nicht zuvor eine Frage beantworten wollen."

„Fragen Sie, aber schnell."

Der junge Mann sagte mit leiser Stimme dem Unbekannten einige Worte in das Ohr, worauf derselbe abermals in ein langes und lautes Gelächter ausbrach.

„Seien Sie ohne Furcht! Wenn ich die Leidenschaft hätte, welche Sie fürchten, so würde ich Ihnen dieselbe offen bekennen; meine Moral ist in dieser Hinsicht sehr weit, aber, auf Ehre! ich besitze diese Leidenschaft nicht. Sie können demnach dreist kommen."

Nach dieser kurzen, aber befriedigenden Erklärung schritten die beiden Gefährten abermals weiter.

Der Herr Baron.

Die beiden Männer, welche der Zufall zusammengeführt hatte, schritten mit einander die Rue de Valois bis an die Ecke der Rue St. Honoré hinab.

An dieser Ecke stand ein höchst eleganter Tilbury, bespannt mit einem prachtvollen Engländer, dessen Schönheit sicherlich jeder Kenner bewundert haben würde.

Vor diesem Pferde und es durch Worte und Handstreicheln beschwichtigend, stand ein Groom von mikroskopischen Verhältnissen, gekleidet in einen schwarzen Rock, der durch einen Gürtel von weißem Leder zusammen gehalten wurde, geschmückt mit Stiefeln, deren breite Stulpen sich an eine lederne Hose schlossen, und überdeckt von einem Filzhute, an welchem eine große schwarze Cocarde war.

„Bitte, steigen Sie ein," sagte der Aeltere der beiden Männer, indem er seinem Gefährten den Tilbury zeigte.

Dieser Letztere zögerte eine Secunde, betrat dann das Trittеisen und setzte sich auf den Sitz zur Linken.

Der Herr des Wagens nahm neben ihm Platz, ergriff mit einer Hand die Leitlinie von weißer Seide, mit der andern die Peitsche mit silbernem Handgriff, klaschte mit der Zunge an den

Gaumen und sagte, während sein Groom leichtfüßig hintenauf sprang:

„Hopp! Favori! hopp!"

Das edle Thier trabte mit der Schnelligkeit des Blitzes davon, und das Cabriolett fuhr, mit Gewandtheit zwischen den sich kreuzenden und die Straße versperrenden Wagen hindurchgeleitet, erst in der Rue Saint Honoré entlang, dann in die Rue Croix des Petit-Champs, über die Place des Victoires, in die Rue des Fossés Montmartre und hielt nach wenigen Minuten vor einem Hause in der Rue Meslay.

Bei dem ersten Ruf des Groom öffnete sich das Thor dieses Hauses und der Tilbury rollte unter dem Bogen hindurch, der nach einem weiten Hofe führte.

„Wir sind angelangt!" sagte der ältere Mann.

Er stieg zuerst aus dem Wagen, nachdem er die Zügel dem Bedienten zugeworfen, welcher seinen Posten vor dem Kopfe des Pferdes eingenommen hatte.

„Wollen Sie mir folgen?" fuhr er dann fort; „wir werden nicht hoch zu steigen haben."

Die beiden Gefährten stiegen die glänzenden Stufen einer strahlend erleuchteten Treppe hinan und befanden sich dann auf einem Vorflur des ersten Stocks, einer Thür mit zwei Flügeln gegenüber, welche mit granatfarbenem Sammet beschlagen war.

Der Unbekannte pochte leise mit dem Knopfe seines Stockes an.

Die Thür öffnete sich; ein großer Lakai in grüner Livré mit goldenen Tressen erschien auf der Schwelle und trat

achtungsvoll zur Seite, um die Angekommenen eintreten zu lassen.

„Baptiste," sagte der Mann, welcher der Herr des Hauses schien, zu dem Bedienten, „lassen Sie sofort das Abendessen auftragen. Zwei Gedecke und Champagner in Eis."

Der Bediente verneigte sich und sagte:

„Sogleich, Herr Baron."

„Zuvor bringen Sie jedoch eine Flasche Madeira und Bisquit in den Salon. Gehen Sie."

Der Lakai verschwand durch eine Seitenthür, die Angekommenen aber schritten durch das Vorzimmer und traten in einen Salon von mittler Größe.

Dieser Salon war in Folge einer Bizarrerie des Geschmacks völlig nach orientalischer Weise eingerichtet.

Eine Tapete von weißem Cashmir mit großen grünen Palmen überkleidete die Wände.

Ein breiter, niedriger Divan war mit einem schweren seidenen Stoffe von lebhaften Farben überzogen.

Der Boden war mit einem ungemein weichen und äußerst frischen Teppich belegt.

Ein Narghileh von massivem und ciselirtem Silber stand auf einem Dreifuß in der Mitte des Zimmers.

Der Mann, welchen wir Herr Baron nennen hörten, nahm seinen Hut ab, öffnete beide Fenster und sagte:

„Zum Teufel! das ist hier zum Ersticken! Es ist doch entsetzlich, daß man sich durch alle möglichen Vorkehrungen in seinem eignen Hause nicht gegen diese schreckliche Hitze schützen kann! Ist doch in diesem Salon eine Gluth, wie in einem Dampfbade! Was meinen Sie dazu, mein junger Freund?"

Und er wandte sich gegen den jungen Mann.

Aber dieser antwortete nicht.

Er war völlig vertieft in die Betrachtung der Gegenstände, welche ihn umgaben, und wahrscheinlich hatte er einen solchen Luxus noch nie gesehen.

Der Baron biß in seinen Schnauzbart, um ein Lächeln zu unterdrücken, warf sich auf den Divan und trocknete seine Stirn ab.

In diesem Augenblick trat der Bediente ein.

Er trug auf einem Teller von vergoldetem Silber zwei kleine Becher von echtem böhmischen Krystall, eine weite geschliffene Flasche und einen Teller, auf welchem Bisquittörtchen mit Zuckerguß lagen.

Das Licht der Wachskerzen, welches in den Facetten des geschliffenen Krystalls spielte, ließ den Madeirawein gleich geschmolzenen Topasen leuchten.

Der Baron füllte einen Becher und reichte ihn selbst dem jungen Manne dar, der in einem Zuge den Inhalt desselben vertilgte und dann zwei Törtchen mehr verschlang, als aß.

„Nicht zu hitzig, mein junger Freund," sagte der Baron mit einem neuen Lächeln zu ihm, „bedenken Sie, daß wir uns bald zur Tafel begeben werden."

Der Jüngling erröthete leicht und stellte seinen leeren Becher auf den Teller.

„Haben Sie die Befehle ertheilt, Baptiste?" fragte der Herr des Hauses.

„Das Abendessen des Herrn Baron wird in zehn Minuten bereit sein" antwortete der Bediente.

„Sorgen Sie dafür, daß man sich noch mehr beeile."

Die zehn Minuten waren noch nicht verflossen, als bereits die übliche Ankündigung erfolgte:

„Herr Baron, das Abendessen ist angerichtet!"

„Schön. Wollen Sie nun kommen, mein junger Freund?"

Der junge Mann folgte seinem Wirthe.

Er glaubte, daß ihn ein köstlicher, aber vergänglicher Traum necke, und fürchtete sich vor dem Erwachen.

Der Speisesaal bot den anmuthigsten Anblick dar.

Er war vollständig mit polirtem Eichenholz ausgetäfelt, und jedes der mit Schnitzwerk bedeckten Felder stellte Jagdscenen, Blumen- oder Fruchtstöcke dar.

Die Tafel war mit einem damascirten Tuche von holländischer Leinwand bedeckt, und ein köstliches Service von japanischem Porzellan war mit Geflügel, Fischen, seltenen Confitüren, Früchten zweier Welttheile 2c. beladen.

Mehre Flaschen des perlenden Weines von Aï standen in großen silbernen, mit Eis gefüllten Kühlapparaten.

Zwei Candelaber mit acht Armen erhellten à giorno alle diese gastronomischen Wunder.

In jeder Ecke des Saales befand sich ein Bassin von weißem Marmor in Form einer großen Muschel und empfing das in Tropfen niederfallende Wasser kleiner Springbrunnen, welche in der Atmosphäre jene köstliche Kühlung verbreiteten, von welcher der Baron erst vor einem Augenblick geklagt hatte, daß er sie sich in seinem eignen Hause nicht verschaffen könne.

Die beiden Männer setzten sich einander gegenüber.

„Stellen Sie ein Glöckchen neben mein Gedeck" sagte der Baron zu dem Bedienten. „Schön. Nun können Sie sich entfernen; ich werde klingeln, wenn ich Ihrer bedarf."

Der Amphitryo und sein Gast blieben allein.

Der junge Mann warf gierige und ungeduldige Blicke nach allen Schüsseln.

Der Unglückliche ward fast ohnmächtig vor Hunger.

„Darf ich Ihnen von dieser Galantine anbieten?" fragte der Baron.

Statt aller Antwort hielt der junge Mann seinen Teller hin.

Für einige Zeit hörte man nur das thätige und ununterbrochene Geräusch seiner Kinnladen, welche die Stücke mit der Schnelligkeit und Taktmäßigkeit einer Mühle verarbeiteten.

In zwei Minuten war der Teller leer.

„Bitte, kosten Sie auch diesen Champagner," sagte der Baron. „Wie ich hoffe, werden Sie mit demselben zufrieden sein; es ist Bouzy Oeil de Perdrix von einem ausgezeichneten Jahrgange."

Der junge Mann kostete und über sein Antlitz erstrahlte eine Heiterkeit, welche den lebhaftesten innern Jubel verrieth.

„Nun?" fragte der Baron, „wie finden Sie ihn?"

„Mehr, als ausgezeichnet."

„Das ist ein Beweis für mich, daß Sie ein Kenner sind. Darf ich Ihnen auch von dieser Forelle vorlegen?"

„Wenn Sie die Güte haben wollen!"

Der Teller ward von Neuem gefüllt, und die Forelle verschwand in einem Augenblick, wie vorher die Galantine verschwunden war.

Der Baron schien von dem köstlichen Appetit seines Gastes bezaubert.

„Nun trinken Sie noch ein Glas von diesem Bouzy, "

er Ihnen gemundet hat," ermahnte er; „hernach werde ich Ihnen einen Fasanenflügel anbieten. Dieses unglückliche Federwild kommt aus dem Königlichen Walde von Saint-Germain. Mein Koch steht mit einem verschmitzten Wilddiebe in Verbindung, der ein böser Bursche, aber gewandter Schütze ist und dafür sorgt, daß es mir zu keiner Zeit an Wildpret fehlt, sollte er auch die königlichen Gehege darum entvölkern müssen."

Der junge Mann ließ sich den Bouzy trefflich schmecken, wie man von ihm verlangt hatte.

Dann nahm er einen Flügel von dem Fasan an, nach dem Flügel eine Keule, nach der Keule einen zweiten Flügel, dann die zweite Keule, dann die Brust — bis er endlich den ganzen Fasan vertilgt hatte.

Wohlverstanden aber, daß er jeden Bissen mit einem vollen Glase hinabspülte.

Nach diesen Heldenthaten verschwand eine Compote von Ananas fast vollständig in den unermüdlichen Magen des unersättlichen Gastes, der bereits die zweite Flasche Bouzy in Angriff genommen hatte, nachdem von der ersten nicht ein Tropfen übrig geblieben war.

Es würde eine schwierige Aufgabe gewesen sein, in ihm den bleichen und verzweifelnden jungen Mann wiederzuerkennen, den wir kaum erst im Palais-Royal gesehen haben.

Seine Wangen, die kaum noch fahl und eingesunken gewesen waren, wurden von einem strahlenden Purpur überzogen und schienen sich fast zu runden.

Aus seinen Augen leuchtete ein freudiges Feuer, und die

vorzeitigen Runzeln einer finstern Entmuthigung waren von seiner Stirn verschwunden.

Diese schnelle Umwandlung hatte seinen so ausdrucksvollen und angenehmen Zügen ihre ganze frühere Schönheit wiedergegeben.

Wäre die zerlumpte Kleidung nicht gewesen, so würde die Umwandlung eine vollständige gewesen sein.

Ein Seufzer der Zufriedenheit entwand sich seiner Brust, und er rief aus:

„Ach! mein Herr! ich weiß nicht, ob ich mich morgen in das Wasser stürzen werde, wie ich mir fest vorgenommen hatte; so viel ist aber gewiß, daß ich mich selbst in der andern Welt noch dankbar an das köstliche Abendessen erinnern werde, mit welchem Sie mich beglückt haben."

Und während er noch sprach, ergriff er die Hand des Barons und drückte sie in den seinigen mit jener Herzlichkeit, welche demjenigen eine natürliche ist, den ein treffliches Mahl und reichlich genossener Wein zu einem Uebermaß der Zärtlichkeit gestimmt haben.

Der Baron beantwortete diese Herzlichkeit mit einem fast eben so freundlichen Drucke und sagte lächelnd:

„Sie sich ertränken! mein junger Freund! sprechen Sie doch nicht mehr von dieser Narrheit!"

Und denncch —"

„Bst! Kein Wort mehr. Jetzt speisen wir, hernach werden wir mit einander sprechen."

Der Baron klingelte.

Baptiste erschien.

„Kaffee, Sorbetti, Liqueurs und Cigarren!" rief ihm der

Amphitryon zu; „bringen Sie heißen Kaffee und Kaffee in Eis, Sorbetti mit Rum und Sorbetti mit Maraschino, aber vor allen Dingen seien Sie rasch, denn Sie sind im Allgemeinen viel zu langsam, Baptiste."

Der Lakai verneigte sich mit tiefer Demuth und ging.

Mittheilungen.

„Mein junger Freund," sagte der Baron, als Baptiste die Befehle vollzogen hatte, mit denen er beauftragt war, „Sie sehen hier die Liqueure und werden nach Ihrem Belieben zulangen; da sind Sorbetti, in dieser Kanne ist kochend heißer Kaffee, und in jener andern eiskalter. Nun keine Umstände mehr! Bedienen Sie sich selbst, holen Sie zu, was Ihnen beliebt, und lassen Sie uns nun ein vernünftiges Wort mit einander sprechen."

„Ja, lassen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander sprechen," wiederholte der junge Mann.

„Zunächst erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Herrn vom Hause vorstelle."

„Den Herrn vom Hause! aber — ich dachte, Sie wären das!"

„In der That bin ich es auch!"

„Nun?"

„Nun! ich wünsche mich Ihnen vorzustellen, denn ich vermuthe, daß Sie meinen Namen nicht kennen."

„Nein, den kenne ich nicht."

„Demnach werde ich Ihnen denselben mittheilen: ich bin der Baron Ludovic Anatole Sacramento de Maubert; meine Familie stammt aus Spanien, ist aber seit zwei Jahrhunderten

in Frankreich eingebürgert und gilt für eine berühmte, so wie ich auch unter meinen Vorfahren berühmte Generäle zähle. Ich bin dreiundfunfzig Jahre alt, unverheirathet und habe zwei und sechszigtausend vierhundert sechs und zwanzig Livres jährlicher Einkünfte. Ich habe einen Theil meines Lebens im Dienste verschiedener auswärtiger Mächte zugebracht, wodurch ich die Freimüthigkeit und Rauhheit eines alten Soldaten erworben habe, und als ich mich entschied, den activen Kriegerdienst zu verlassen, empfing ich meinen Abschied mit dem Grade eines Obristen, so wie auch die Insignien militärischer Orden, welche Sie in meinem Knopfloche sehen. Diese wenigen Worte, mein junger Freund, enthalten meine ganze Geschichte, und sie kennen mich nun, als wären Sie Ihr ganzes Leben mit mir zusammen gewesen. Ich hoffe, daß auch Sie mich nun mit Ihren Verhältnissen bekannt machen werden, und zwar um so mehr, als Theilnahme, nicht aber eitle Neugierde mich darum bitten läßt. Also zunächst: wie heißen Sie?"

„Ich heiße Louis Annibal," antwortete der junge Mann.

„Louis ist ohne Zweifel Ihr Taufname, und Annibal Ihr Familienname?"

„Ich vermuthe es."

„Sie vermuthen es! Sie wissen das nicht genau?"

„Nein."

„Ich sollte doch meinen, Sie müßten Ihren Familiennamen kennen —"

„Dieses Mal irren Sie, mein Herr!"

„Ei! wären Sie vielleicht —"

„Ein Findelkind? Ja, mein Herr."

Während Louis Annibal diese Worte sagte, überzog eine lebhafte Röthe sein Antlitz.

Der Baron schien dagegen entzückt, seine Augen leuchteten vor Freude und er rieb sich lebhaft die Hände.

„Warum erröthen, mein junger Freund?" rief er endlich aus. „Es ist Ihre Schuld nicht, wenn Sie durch ein geheimes Pförtchen in dieses Leben eingetreten sind, und überdieß sind die Kinder der Liebe alle glücklich und Edelleute."

„Glücklich! ob ich das je sein werde, weiß ich nicht; Edelmann! das bin ich jedenfalls."

„Ei!"

„Ja, mein Herr, und ich habe Beweise davon, welche ich für unumstößliche halte."

„Und die wären, mein junger Freund."

„Zunächst trage ich ein unauslöschliches Zeichen, welches beweist, daß man einen großen Werth darauf legte, mich dereinst wiederzufinden."

„Ein Zeichen, sagen Sie?"

„Den Abdruck eines Kreuzes, eines kleinen Kreuzes, welches glühend gemacht und am Tage meiner Geburt auf meinen rechten Arm gedrückt ist."

„Das scheint mir in der That bedeutungsvoll."

„Sie meinen das auch?"

„Ganz gewiß. — Ist das aber Alles?"

„Nein. Ich habe überdieß von einem Angestellten im Findelhause erfahren, daß die Windeln, in welche ich eingehüllt war, von der feinsten Leinwand gewesen wären und zugleich eine Börse mit Goldstücken und ein Schreiben enthalten hätten, welches erklärt habe, daß ich einer reichen, edlen und mächtigen Familie

angehöre, daß nur zufällige Umstände dieselbe zwängen, sich für einige Zeit von mir zu trennen, daß man mich aber eines Tages zurückfordern und alsdann derjenige oder diejenige, welche sich meiner besonders angenommen hätten, eine bedeutende Summe als Belohnung erhalten würden."

„Hat man Sie zurückgefordert?"

„Ich weiß davon nichts?"

„Und wie kommt es, daß Sie davon nichts wissen?"

„Ich habe vor dreizehn Jahren bereits das Findelhaus verlassen und bin seitdem nie wieder in dasselbe zurückgekehrt, um Erkundigungen einzuziehen, weil mein Leben während dieser dreizehn Jahre ein zu bewegtes gewesen ist."

„Wollen Sie mir Ihr Leben nicht erzählen."

„Lieber schwiege ich."

„Es steht Ihnen frei zu schweigen, mein junger Freund, aber ich versichere Sie, daß Sie mich schlecht kennen, wenn Sie glauben, daß das Bekenntniß einiger kleinen Sünden auch nur im Mindesten dem Interesse schaden könnte, welches ich an Ihnen nehme!"

„Wenn ich aber mehr, als Narrheiten, mehr, als kleine Sünden zu bekennen hätte?"

„Was kümmert das? Weiß ich nicht, daß die Jugend bisweilen sehr thöricht ist, daß sie sich oft durch ihr Feuer mehr hinreißen läßt, als der kältere Mann durch die feurigsten Weine hingerissen werden kann! Weiß ich nicht, daß in gewissen Stunden Kaltblütigkeit und Vernunft aus den besten Köpfen entfliehen, und daß man wegen der in solchen Augenblicken begangenen Handlungen so wenig verantwortlich gemacht werden kann,

wie ein Trunkener für den Diebstahl oder Mord, welchen er in der Trunkenheit beging?"

Dieses gräßliche Paradoxon, welches im Tone der vollkommensten Ueberzeugung ausgesprochen wurde, schien einen lebhaften Eindruck auf Louis Annibal zu machen.

Der Baron bemerkte die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, und fuhr fort:

„Ja, mein junger Freund, ich bin grenzenlos nachsichtig gegen die Sünden der Jugend. Pfui? über die strengen Sittenrichter, welche die Tugend predigen und nicht zu begreifen wissen, daß die Tugend erst dann möglich wird, wenn die Leidenschaften erloschen sind. Ich habe andere Ansichten. Wie alt sind Sie?"

„Zwanzig Jahr."

„Zwanzig Jahr! In diesem Alter giebt es noch keine Sünden, und selbst Verbrechen, wären sie möglich, würden unbestraft bleiben müssen! Zwanzig Jahr! und Sie halten sich für strafbar! O heilige Unschuld! Gehen Sie, mein junger Freund, gehen Sie! Was Sie auch gethan haben mögen, ich versichere es Sie aus vollkommenster Ueberzeugung, Sie werden um Ihrer zwanzig Jahre willen Vergebung erhalten."

Der Baron betrachtete Lonis Annibal sehr aufmerksam, um die Wirkung zu sehen, welche seine satanische Beredtsamkeit auf ihn hervorbrächte.

Diese Wirkung übertraf seine Hoffnung.

Offenbar bekam der junge Mann, während er ihn anhörte, in seinen eignen Augen einen höhern Werth.

Herr von Maubert wollte indeß der Unentschlossenheit seines Gastes den letzten Stoß versetzen und fuhr fort:

„Sehen Sie, von diesem Gesichtspunkte aus betrachte ich die Dinge und glaube, aus den Quellen einer gesunden Philosophie geschöpft zu haben; wenn Ihnen jedoch meine Gründe ohne Kraft vorgekommen sind, wenn meine Ueberzeugung nicht auch zu der Ihrigen geworden ist, dann würde es mir leid thun, wollten Sie auch nur einen Augenblick annehmen, ich verlangte von Ihnen für Sie peinliche Bekenntnisse als Lohn für die werthlose Gastfreundschaft, mit deren Annahme Sie mich beglückt haben."

„Ach, Herr Baron!" rief Louis Annibal, „ich bin bereit, Ihnen Alles zu erzählen. So hören Sie denn:

„Ich war sieben Jahre alt, als man mir ankündigte, daß ich das Hospiz verlassen würde. Der Schullehrer von Ville d'Avray war bereit, meine Erziehung zu übernehmen, und da er jede von der Anstalt verlangte Bürgschaft gewährte, so übergab man mich seinen Händen."

„Was für ein Mann war dieser Schulmeister?"

„Ein sehr wackerer Mann, über den ich mich nicht zu beklagen hatte, aber starr, strenge, Kleinigkeitskrämer und Eiferer hinsichtlich der Religion. Er behauptete, daß ich viele Anlagen besitze und hielt mich daher strenge zum Arbeiten an."

„Und das gefiel Ihnen nicht."

„Mein Gott! ich fügte mich, und Alles ging gut, so lange ich ein Kind war. Als ich jedoch ein junger Mann geworden war, begann ich meine Sklaverei ein Wenig hart zu finden und meine Studien langweilig, besonders der Unterricht in der Moral."

„Das war sehr natürlich."

„Sie werden begreifen, daß es hart war, alle Morgen als

Chorknabe während der Messe zu dienen, sechs Tage in der Woche kleine Kinder im Buchstabiren zu unterrichten und Sonntags die Responsorien zu singen, während ich nur daran dachte, schönen Mädchen in die Augen zu schauen und mit ihnen zu versuchen, ob das Moos am Fuße der alten Eichen im Walde von Ville d'Avray weich sei."

„Ei! mein Bürschchen! Sie waren sehr früh reif."

„Ein Wenig."

Sagen Sie, führten Sie oft hübsche Dirnen auf das Moos im Dickicht des Waldes?"

„Nun, selten eben nicht!" antwortete Annibal mit einer gewissen Geckenhaftigkeit.

„Das mußte sicherlich das Respensorien-Singen und den Buchstabir-Unterricht beeinträchtigen.

„Das können Sie sich denken. Ich entfloh meinem Lehrmeister täglich und blieb immer länger aus."

„Ahnte der Schulmeister, weßhalb?"

„Bisweilen. Dann setzte es Strafpredigten ohne Ende, prachtvoll mit Stellen aus der Schrift verbrämt. Er sprach von Niederträchtigkeiten und Schandtthaten, sagte, daß er seine Kleider zerreißen und Asche auf seinen Kopf streuen wollte —"

„Ha, ha, ha!" lachte der Baron. „Wahrhaftig, das muß großartig komisch gewesen sein! Ihre Erzählung ergötzt mich ungemein. Fahren Sie fort."

„Zu jener Zeit," fuhr Annibal fort, dem der Beifall des Herrn von Maubert ungemein schmeichelte, „verband ich mich auf die innigste Weise mit einigen jungen Leuten meines Alters, welche wackere Jungen und Söhne braver Bürger von Ville d'Avray waren. Mein Lehrer behauptete jedoch, diese Jünglinge

wären die schlechtesten Subjecte der ganzen Gegend, und wir bildeten mit einander eine wahre Bande von Taugenichtsen. Und doch vereinten wir uns nur, um Abenteuer mit einander zu bestehen und froh mit einander zu schmausen. Alle hatten Geld, nur mir fehlte es durchaus an solchem. Indeß wußte ich mir zu helfen. Wir kamen in irgend einer Kneipe zusammen; meine Kameraden lieferten den Wein und Zubehör, ich aber lieferte Hühnchen, Hasen, Tauben und Obst **in natura**."

„Sie besaßen also einen Hühnerhof, eine Jagd, einen Taubenschlag und einen Obstgarten?"

„Ja und nein. Was ich nicht besaß, borgte ich meinen Nachbarn ab.

„Eine sehr sinnreiche und unschuldige Industrie!"

„Können Sie sich denken, daß gewisse Leute diese unschuldigen Escamotagen als Diebstähle zu bezeichnen wagten?"

„Ich glaube das gern, obgleich ich es nicht begreife! Was wollen Sie aber? Es giebt viele Menschen von verschrobenen Ansichten!"

Der Schulmeister verdoppelte seine Strafpredigten und seine Stoßseufzer, allein es gelang mir doch jedes Mal, ihn zu trösten und zu beruhigen, so daß die Sache ihren Gang bis zu dem Tage der großen Entscheidung fortging. An dem Abende eines schönen Tages waren wir unser ein halbes Dutzend in einer Schenke, drei Viertelstunden von Avray, zusammengekommen. Es mochte bereits elf Uhr, vielleicht sogar Mitternacht sein, als wir querfeldein nach Hause zurückkehrten, zur Rechten und Linken wankten, bisweilen fielen, aber stets uns wieder aufhalfen, und dabei aus vollem Halse patriotische Lieder sangen. Da wollte es der Teufel, welcher sich ohn' Unterlaß in Dinge

mischt, die ihn gar nichts angehen, daß wir einem jungen Mädchen begegneten."

„Die Erzählung wird immer anziehender."

„Als das junge Mädchen uns hörte, versteckte es sich, aber wir suchten es auf; es floh, und wir holten es wieder ein; es schrie, und wir brachten es zum Schweigen; es wehrte sich, aber wir hielten es bei Armen und Beinen und trugen es in den Wald."

„Teufel!"

„Ganz Recht! der Teufel mischte sich drein, wie ich Ihnen schon gesagt habe! Ich erinnere mich nicht, was wir in dem Walde thaten, denn ich war trunken, als hätte ich zehn Tonnen getrunken, aber am folgenden Tage reichten die Eltern des jungen Mädchens Klage bei dem Staatsanwalte ein. Da wir nun keine Lust hatten, den Verlauf der Untersuchung abzuwarten, so faßten wir Alle den heilsamen Entschluß, die Gegend zu verlassen, was wir auch sofort thaten."

Soldat.

Annibal unterbrach sich für einen Augenblick, um ein Glas bis an den Rand mit Liqueur zu füllen, und es dann in einem Zuge zu leeren.

„Mein junger Freund," sagte der Baron, indem er diesen Augenblick benutzte; „die Anekdote, welche Sie mir erzählt haben, beweist bis zum Augenschein, auf welcher soliden Grundlage mein philosophisches System beruht. Es ist klar, wie der Tag, daß die Thatsache, welche Sie mir erzählt haben, nach den Gesetzen ein Verbrechen und auf strenge Weise zu bestrafen ist, und dennoch waren Sie unschuldig. Nur der Wein trägt die Schuld der von Ihnen begangenen Tollheit. Aber fahren Sie in Ihrer Erzählung fort."

„Ich führte ein Jahr etwa ein unstätes und elendes Leben, ohne Obdach und fast ohne Brot. Ich holte Obst aus den Gärten und Kartoffeln von den Aeckern, worauf ich die Letztern an einem Feuer briet. Bei schönem Wetter schlief ich im Walde, bei schlechtem Wetter in einer Scheuer oder Ruine. Ein solches Leben mußte mir bald zuwider werden, und ich beschloß daher, mich in irgend eine große Stadt zu begeben. Ich befand mich damals in der Nähe von Lyon, konnte mir aber wohl denken,

daß man mich als Landstreicher festnehmen würde, wenn ich mich in meiner abgerissenen Kleidung am Thore zeigte. Da half mir der Zufall. Ich fand eine Börse in der Tasche eines Landmannes, der in einem Zustande vollkommenster Trunkenheit aus der Stadt zurückkehrte. Damit beging ich ein Unrecht, Herr Baron, ich weiß das recht gut —"

„Keineswegs! War es nicht die gebieterische Nothwendigkeit, welche Ihnen Gesetze vorschrieb? Ihre Handlung war kein Diebstahl, sondern nur eine Zwangs-Anleihe, welche Ihre Armuth bei einem glücklichern Mitbruder erhob. Sie setzten nur den bewundernswürdigen Grundsatz des Communismus in Ausübung: Du hast, ich habe nicht; folglich theilen wir!" Worin liegt da das Böse?"

„Das sehe ich auch nicht. Uebrigens war auch sehr wenig in der Börse enthalten."

„Das allein war etwas Böses."

„Der Inhalt derselben erlaubte mir indeß, Schuhe, ein Hemd von grober Leinwand, einen Bauernkittel und einen Strohhut zu kaufen. So bekleidet zog ich in Lyon ein. Mit den wenigen Sous, welche mir geblieben waren, konnte ich drei oder vier Tage lang in Garküchen essen und eine Schlafstelle bezahlen; als aber mein Schatz erschöpft war, da gab es kein Brot und kein Lager mehr für mich. Schon in der ersten Nacht nahm mich eine Patrouille von der Straße mit, und die Strafpolizei verurtheilte mich, als Vagabund, zu achttägigem Gefängniß. Als ich das Gefängniß verlassen hatte, blieb mir nichts weiter übrig, als entweder zu verhungern oder zu stehlen, und da mir Beides nicht gefiel, so beschloß ich endlich, Soldat zu werden. Da man jedoch, um in den Dienst Seiner Majestät,

des Königs von Frankreich und Navarra, treten zu können, achtzehn Jahre alt sein und einen Taufschein haben muß, so verschaffte mir ein wackerer Bursche, den ich im Gefängniß kennen gelernt hatte, die Papiere seines Bruders, der im neunzehnten Jahre gestorben war. So kam es, daß ich unter dem Namen Pierre Nicou Soldat wurde. Aber auch das Kasernenleben gefiel mir wenig und besonders die Disciplin war mir unerträglich: tausend Mal des Tages fühlte ich mich geneigt, all' den schwachköpfigen Seconde-Lieutenants meines Regiments die Köpfe einzuschlagen, da sie glaubten, mich das ganze Gewicht ihrer Macht fühlen lassen zu dürfen, weil sie Epaulettes trugen."

„Dieser Unmuth ist ehrenvoll für Sie, mein junger Freund, und beweist, daß Sie Ehrgefühl besitzen und das Herz am rechten Flecke tragen!"

„Indeß hielt ich mich so gut, wie möglich, weil ich mich vor der Wachtstube und dem Kriegsgerichte fürchtete, und hätte vielleicht meinen Weg im 19. Regiment wie jeder Andere gemacht, wäre nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß dazwischen gekommen. Wir lagen seit drei Monaten in Straßburg, die Uniform stand mir bei meinem schlanken Wuchs vortrefflich, und ich schaute häufig nach den schönen jungen Elsasserinnen, die mir mit ihren kurzen Röcken und lang herabhängenden Zöpfen reizend und originell vorkamen. Kurz, die Liebe entschädigte mich ein Wenig für die Langweile des Gamaschendienstes, und ich hatte mich nicht sehr über mein Glück zu beklagen, als die Zeit des Jahrmarktes in Kehl heran kam. Es ist das ein hübsches Dorf, welches halb in Frankreich und halb in Deutschland liegt. Die Brücke von Kehl geht über den Rhein, welcher hier die Grenze

bildet, und auf dieser Brücke stehen zwei Schildwachen, links die französische, rechts die deutsche. Der Jahrmarkt zu Kehl ist aber im ganzen Elsaß berühmt, denn es wird getanzt und gespielt, es erscheinen fremde Kaufleute und Seiltänzer, ganz wie auf dem Rundtheil der Champs-Elysées an den Tagen des Volksfestes. Mit mehren Kameraden hatte ich schon seit langer Zeit verabredet, daß wir eine so schöne Gelegenheit, uns zu ergötzen, nicht vorübergehen lassen wollten, und um zehn Uhr Morgens machten wir uns daher, mit Erlaubnißscheinen versehen, bereits auf den Weg. Unterwegs liebelten wir schon mit Bürgerinnen und Bäuerinnen, welche, allein oder mit ihren Liebhabern, desselben Weges zogen, wie wir. Kaum in Kehl angekommen, nahmen wir unter einer grünen Laube am Ufer des Rheines Platz und sangen lustige Lieder, während wir schäumendes Bier tranken und geschmuggelte Cigarren rauchten, die köstlich und dabei spottwohlfeil waren."

Der Baron lachte. Annibal aber fuhr fort:

„Eine meiner Taschen war mit Kupfergeld gefüllt, welches ich meinen Kameraden beim Würfelspiel abgenommen hatte, und von Zeit zu Zeit ließ ich mein Geld erklingen, um mich wichtig zu machen. Während dieses Treibens erschien ein Sergeant von unserer Compagnie in der Laube, ein sehr hübscher Bursche, beliebt bei dem schönen Geschlecht, fast eben so berühmt durch seine Eroberungen, wie ich, und wegen dieser Eigenthümlichkeit Herzen-Schlüssel genannt. Der Sergeant strich seinen Schnauzbart und führte ein sehr schönes Mädchen am Arm, welches ich von Ansehen kannte, und das mich bei unsern zufälligen Bewegungen durch ermunternde Blicke schon oft herausgefordert hatte. Ich benutzte die Gelegenheit, um das junge Mädchen aufmerksam zu

betrachten, welches mir dagegen auf das Freundlichste zulächelte."

„Teufel! Teufel!"

„Ja, ja, Herr Baron, es ging ganz, wie bei dem Abenteuer von Auray: der Teufel mengte sich drein. Das Bier, welches ich getrunken hatte, der Rauch des Tabaks, das Lächeln und die Blicke des Mädchens, das Alles stieg mir zu Kopfe und ich näherte mich dem Tische, an welchem sie mit dem Herzenschlüssel saß."

Der Sergeant.

„In dem Augenblick, als ich zu den Beiden trat," fuhr Annibal fort, „schickte sich der Herzenschlüssel an, seine Zeche zu bezahlen und zog aus seiner Tasche fünf oder sechs Fünffrankenstücke, welche er im Sonnenscheine blitzen ließ.

„„Sapperment, mein Sergeant," sagte ich zu ihm, „wie reich Sie sind!"

„„Nun ja," antwortete er mir in seinem Bordeauxer Dialekte, „für diesen Augenblick bin ich gerade bei Kasse!"

„„Wenn Sie Lust haben, mein Sergeant, so könnten wir eine Partie Piquet um ein Fünffrankenstück spielen."

„„Hast Du denn Geld, Kleiner?"

„„So viel, daß ich zufrieden sein kann."

„„Und woher? wenn man fragen darf."

„„Ich empfing gestern von meinen achtungswerthen Alten durch Vermittlung des Wagenmeisters Noël Pichard einen schmeichelhaften Wechsel."

„Und während ich sprach, ließ ich das Geld in meiner Tasche klingen.

„„Topp! Kleiner! ich bin dabei!" rief der Sergeant, der sich für einen Meister im Piquetspiel hielt. „Kellner, Karten, aber schnell"

„Man brachte die verlangten Karten und das Glück war auf meiner Seite. Ich gewann die erste Partie.

„Der Herzenschlüssel wurde hitzig und wollte weiter spielen. Alle Kameraden standen um uns her. Die Geliebte des Sergeant warf mir um so feurigere Blicke zu, da sie sah, daß die blitzenden Fünffrankenstücke zu mir wanderten. In einer halben Stunde war der Unteroffizier vollkommen ausgebeutelt. Er stand auf, fluchte, wie ein Heide, und ergriff die Hand seiner Geliebten, um mit ihr zu gehen.

„„Noch einen Augenblick!" sagte ich zu ihm.

„„Was willst Du noch von mir?"

„„Ich biete Ihnen eine letzte Revanche an."

„„Ich habe keinen Sou mehr, Du verdammter **sohn, und auf das Ehrenwort spiele ich nicht."

„„Sie haben noch einen Einsatz, Sergeant."

„„Welchen?"

„„Mamsell Pamela. Ich nehme, wenn sie einwilligt, dieselbe als Einsatz gegen das ganze Geld an, welches ich Ihnen abgewonnen habe."

„„Ich bin damit zufrieden," sagte das hübsche Mädchen.

„Die Kameraden lachten. Der Herzenschlüssel wurde blaß, wie eine Leiche. Er warf mir und seiner Geliebten einen Blick zu, der uns auf der Stelle getödtet haben würde, wenn Blicke tödten könnten. Nachdem er eine Minute nachgedacht hatte, setzte er sich wieder und sagte:

„„Gottes Donnerwetter! es geschehe, wie gesagt ist! Vielleicht wird das Unglück dieses Mal müde, mich zu verfolgen."

Und er nahm die Karten wieder in die Hand. Aber er

hatte kein kaltes Blut mehr, er spielte verkehrt, machte Fehler über Fehler und hatte binnen einer Viertelstunde verloren. Die schöne Pamela setzte sich neben mich, schlang ihre Arme um meinen Hals und küßte mich. Wie es scheint, hatte der Herzenschlüssel das Geschöpf innig geliebt, und die Verbindung des Zorns mit der Eifersucht raubte ihm den Verstand. Er ergriff ein volles Glas Bier, welches auf dem Tische stand, und warf es mir nach dem Kopfe, indem er schrie:

„„Ha! der Spitzbube! er hat mich bestohlen!“

„Ich vermied den Wurf, indem ich mich beugte. Das Glas zerbrach zwanzig Schritte hinter mir, aber das Bier überfluthete mein Gesicht. Verdammt! Herr Baron! diese Behandlung raubte nun auch mir den Verstand, denn ich hatte gespielt, ohne zu fuggeln, und redlich gewonnen; ich zog meinen Pallasch, warf mich auf den Sergeant und stieß ihm die Waffe ungeachtet der Anstrenguugen meiner Kameraden, die mich zurückzuhalten versuchten, bis an das Heft in die Brust.

„Da hörte ich einen lauten Schrei und fühlte das warme Blut, welches mir in das Gesicht spritzte. Und zu meinen Füßen lag der Herzenschlüssel und wand sich, wie eine zerhauene Schlange. Es wurde mir deutlich, daß ich einen Menschen ermordet hatte, und obendrein einen Mann, der mein Vorgesetzter war. Meine Kameraden sahen, wie ich unbeweglich und in einem Zustande vollkommener Erstarrung dastand, schoben mich fort und riefen mir zu:

„„Rette Dich! rette Dich!“

„Ich lief davon und blieb nicht eher wieder stehen, bis meine Beine ermüdet unter mir zusammenknickten. Ich mußte jedoch viele Stunden gelaufen sein, als ich endlich niedersank,

denn schon wurde es Nacht. Ich wußte nicht, wo ich war, aber ich sah in weiter Ferne zu meiner Rechten und durch die Nebel des Abends den riesigen Thurm des Münsters von Straßburg. Zu meiner Linken war ein kleines Gehölz. Ich trat in dieses, setzte mich oder fiel vielmehr neben einem Baume nieder, und dachte über meine Lage nach."

Annibal unterbrach sich. Er fuhr zwei Mal mit der Hand über seine Stirn und reichte dann sein Glas dem Baron, der es mit Rum füllte.

Darauf schwiegen Beide einen Augenblick.

„Wahrlich! Sie befanden sich in einer garstigen Lage," sagte endlich Herr von Maubert, während sein Gast das Glas in kleinen Zügen leerte.

„Das wiederholte ich mir ebenfalls aus allen Tonarten," antwortete der junge Mann.

„Das Unglück hat Sie überall auf eine recht bösartige und hitzige Weise verfolgt."

„Ja," wiederholte Annibal, „auf eine recht bösartige, recht hitzige und recht schreckliche Weise!"

„Und doch war Ihr Benehmen in diesem letzten Falle ein gerechtes und natürliches, ein Benehmen, welches Niemand tadeln kann."

„Meinen Sie nicht auch?"

„Noch mehr! ein Mann von Herz konnte gar nicht anders handeln. Jeder Edelmann hätte, wie Sie, eine so schreckliche Beleidigung mit einem Säbelhiebe beantwortet."

„Daher bereue ich auch meine That nicht."

„Der Sergeant Herzenschlüssel hatte sein Loos verdient;

indem sie ihn straften, übten Sie Gerechtigkeit, und dennoch hätte das Martialgesetz Sie zum Tode verurtheilen müssen, weil Sie erstens unter einem falschen Namen und mit Hilfe falscher Papiere in den Kriegsdienst getreten waren, zweitens Ihren Vorgesetzten getödtet hatten, und drittens mit Waffen und Uniform desertirt waren."

Ein heftiges Zittern ergriff Annibal.

„Sie werden mich nicht verrathen?" stammelte er.

„Ich! Sie verrathen!" rief der Baron in einem freundschaftlichen Tone aus; „was für Narrheiten sprechen Sie da? Ich werde Sie nicht nur nicht verrathen, sondern es ist sogar mein fester Wille und lebhafter Wunsch, die großen Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, welche sich das Schicksal in Bezug auf Sie zu Schulden kommen ließ."

„Ach! mein Herr! wie gut Sie sind!" rief Annibal in lebhafter Rührung aus.

„Was ich thue, mein junger Freund, ist eine ganz einfache Sache. Es machte mir stets Vergnügen, Leute zu beschützen und aufrecht zu halten, welche vom Unglück verfolgt wurden. Es ist das eine Art von Herausforderung, die ich dem bösen Geschick entgegenwerfe, und ich bin stolz darauf, es bekämpfen und besiegen zu können; allein wir werden später hierauf zurückkommen; für jetzt bitte ich Sie, Ihre Erzählung fortzusetzen."

Annibal schwieg noch einen Augenblick, um erst vollkommen Herr über seine Aufregung zu werden, und fuhr dann fort:

„Der erste deutliche Gedanke, welcher in meinem Geiste aufstieg, war der, daß man mich verfolgen könnte, daß der Befehl zu meiner Verhaftung bereits allenthalben hin versandt und

es am folgenden Tage unmöglich sein werde, auch nur fünfhundert Schritte zu gehen, ohne verhaftet zu werden, und zwar um so mehr, weil meine Uniform mich sogleich kenntlich machte. Kaum war dieser Gedanke in mir wach geworden, als ich auch schon an allen Punkten des Horizontes Gendarmen zu sehen glaubte; ich erhob mich schnell und drang in das dickste Dickicht des kleinen Gehölzes ein, obschon die Brombeeren und Dornen mir Gesicht und Hände zerfetzten. Als ich so einige Zeit immer tiefer in den Wald eingedrungen war und in ein sicheres Versteck gekommen zu sein glaubte, hörte ich plötzlich in einer sehr geringen Entfernung ein Gemurmel von Stimmen. Zu gleicher Zeit sah ich durch das Laub der Büsche eine lebhafte Helle. Ohne es zu ahnen, war ich durch das ganze Gehölz gedrungen und befand mich wiederum am Saume desselben, aber auf der Seite, welche derjenigen entgegengesetzt war, von welcher ich herkam. Ich legte mich flach auf den Bauch und kroch vorsichtig den Stimmen entgegen, welche ich gehört hatte. Etwa zwanzig Schritte von mir befand sich eine elende Hütte, welche von Dreck und Baumzweigen erbaut war. Die Thür der Hütte stand offen, ein großes Reisigfeuer brannte im Innern, und der Schein dieses Feuers war es eben gewesen, der mir in die Augen gefallen war. Ein kleiner Junge rührte mit einem großen Löffel den Inhalt eines Kessels, der über dem Feuer hing. Vor dem Hause und ganz in meiner Nähe war eine alte Frau damit beschäftigt, die Wäsche abzunehmen, welche sie auf einer an zwei Bäumchen befestigten Leine getrocknet hatte. Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, ermahnte die alte Frau den Kleinen,

die Suppe seines Vaters nicht anbrennen zu lassen, und der Junge betheuerte dagegen bei allen Heiligen, daß er gewissenhaft und ohne Zerstreuung die schmackhafte Kohlsuppe besorge."

Trauriges Handwerk.

„Unter den zerrissenen und groben Kleidungsstücken, welche die alte Frau in ihre Behausung tragen wollte," fuhr Annibal fort, „befanden sich auch ein blauer Kittel, eine Hose von Sackleinwand und verschiedene baumwollene Mützen, wie die Bauern sie zu tragen pflegen, wenn sie auf den Acker gehen. Diese werthlosen Gegenstände wurden gerade das Ziel meines Strebens, denn wenn ich mir dieselben verschaffen konnte, so war ich meiner Gefahr halb entronnen. Allein wie sollte ich in den Besitz derselben kommen? Sie kaufen? Dadurch hätte ich mich verrathen und dem ganzen Lande die Verkleidung des Deserteurs enthüllt. Sie stehlen? Ganz recht! aber wie? Die Alte setzte ihre Arbeit fort und wollte die erwähnten Kleidungsstücke mit der übrigen Wäsche forttragen. Meine ganze Seele war in meine Augen übergegangen. Mein Herz schlug heftig, ich blieb unbeweglich, meine Brust keuchte, mein Blick war fest auf die bäurische Hülle gerichtet, die ich gern mit einem Königreiche erkauft hätte, wenn ich ein Königreich gehabt hätte. Da — o ungehofftes Glück! — da hatten plötzlich Gott oder der Teufel Mitleid mit mir, da kam der Zufall oder die Vorsehung mir zu Hilfe!

„Der Knabe hatte einen Armvoll Reisigholz auf die Feuer-

stelle geworfen, um die Gluth lebhafter zu machen. Das gelang ihm so trefflich, daß in Folge der verstärkten Flamme und Gluth die Kohlsuppe überkochte und unter lautem Zischen und starker Dampfentwicklung in das Feuer floß. Das Kind weinte und schrie laut auf. Die alte Frau warf ihre Wäsche zu Boden und eilte in die Hütte, um das Unglück wieder gut zu machen. Ich benutzte diesen kurzen und günstigen Augenblick, sprang aus meinem Versteck hervor, ergriff Kittel, Hose und eine Mütze, kehrte mit meiner Beute in den Wald zurück und kroch von Neuem durch das Dickicht. Nach einer Minute kehrte die Alte zurück, suchte allenthalben die Gegenstände, welche ich entwendet hatte, und schrie, als sie dieselben nirgends finden konnte, mit kreischender Stimme:

„„Diebe! Diebe!"

„Ich gab kein Zeichen des Lebens, wie Sie sich wohl denken können. Die alte Frau ward endlich wieder still, tröstete sich, so gut wie möglich, und prügelte den kleinen Jungen, der doch unschuldig war."

„So geht es in der Welt!" unterbrach der Baron philosophisch den Erzählenden; „wenn ein Schuldiger und ein Unschuldiger in eine Angelegenheit verwickelt sind, so ist es fast stets der Unschuldige, welcher leiden muß!"

„Als es völlig Nacht geworden war," fuhr Annibal fort, „kehrte ich in die Mitte des Waldes zurück, wechselte meinen Anzug, band meine Uniform in ein Bündel zusammen, welches ich unter meinen Arm nahm, und machte mich dann wieder auf den Weg. Eine Ruhe von wenigen Stunden hatte mir neue Kräfte gegeben, aber mich hungerte ungemein und dürstete noch mehr. Ich ging querfeldein, ohne daß ich eigentlich wußte, wo-

hin? und indem ich nur daran dachte, mich so weit wie möglich von Straßburg zu entfernen. Bald trat mir jedoch ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Der Rhein versperrte mir den Weg, und ich konnte nicht schwimmen. Ich stieg das Ufer hinab, wusch Gesicht und Hände in dem Flusse, trank reichlich und legte dann meinen Uniformrock und meine rothe Hose an das Ufer, so daß diejenigen, welche sie fänden, an einen Selbstmord glauben könnten."

„Bravo!" rief Herr von Maubert, „diese List, mein junger Freund, macht Ihrer Schlauheit alle Ehre! Das Gerücht von Ihrem Tode verbreitete sich ohne Zweifel, und das wird nicht wenig beigetragen haben, um die Nachforschungen zu verzögern."

„Ich bin zu dieser Annahme geneigt, Herr Baron; so viel ist gewiß, daß ich unbehindert den Elsaß verlassen und den Weg nach Paris einschlagen konnte. Ich verweile nicht bei den Einzelheiten meiner Reise, welche eine langweilige war, denn ich machte ungemeine Umwege, um die Städte zu vermeiden, in denen die Polizei mein Signalement haben konnte. Begegnete ich zufällig einem Gendarmen, so begrüßte ich ihn höflich, und mehr als ein Mal knüpfte ich eine Unterhaltung mit einem dieser Sicherer der öffentlichen Ordnung an. Dabei lebte ich von dem Gelde, welches ich dem armen Herzenschlüssel abgenommen hatte, begnügte mich freilich nur mit Brot und Wasser, verlor aber den Muth nicht und träumte von bessern Tagen."

„Ach! mein junger Freund!" rief Herr von Maubert aus, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr diese Festigkeit des Charakters mich entzückt und die treffliche Meinung vermehrt, welche ich ohnedieß von Ihnen hatte! Aber, ich bitte Sie! wie

konnten Sie bei einem so kräftigen und verschlagenen Geiste den unglücklichen Entschluß fassen, welchen Sie ohne meine Dazwischenkunft heute Abend ausgeführt haben würden?"

„Das werden Sie sogleich erfahren, Herr Baron. Als ich die Barrière von Charenton erreichte, hielten meine Schuhe buchstäblich nicht mehr an meinen Füßen; mein Kittel, den ich von Zeit zu Zeit während der Reise in Bächen gewaschen hatte, franzte sich kläglich auf, und das ganze Vermögen, welches ich noch in der Tasche hatte, bestand in dreißig Sous. Und doch mußte ich essen! Allein es hält schwer, in Paris sein Brot zu verdienen, wenn man keine Empfehlungen besitzt und sich aus einer Menge von Gründen im Dunkel halten muß. — Noth kennt kein Gebot, Herr Baron, das ist ein trauriges, aber wahres Sprichwort, und ich begann daher, trotz meinem Widerstreben, alle jene schmählichen Handwerke auszuüben, welche keine Handwerke sind! Ich verkaufte Contremarken, ich öffnete die Thüren der Fiaker, ich legte bei regnerischem Wetter Bretter über die Rinnsteine — und fand mein Brot mit jedem Tage bitterer!"

„Armer Freund!" sagte der Baron.

„Und doch zwang mich die Noth zu diesen Geschäften," fuhr Annibal fort. „Indeß habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich, obgleich ein Findelkind, mich für einen Edelmann halte, und das Blut wallte daher jedes Mal in meinen Adern auf, wenn ich die Hand hinreichte, um einen Sous zu empfangen, der, wie ich mir nicht verhehlte, in der That nur ein Almosen war.

„Eines Abends, es ist das jetzt sechs Monate her, stand ich bei einem Gußregen auf dem Boulevard Saint-Martin, in der Nähe der Vorhalle des Theater Ambigu. Ich machte mich

nützlich, indem ich meinen Arm zwischen die kothigen Räder der Fiaker und die seidenen Kleider der aussteigenden Schönen hielt, welche in Menge durch die Darstellung irgend eines beliebten Melodrama's herbeigezogen waren. Schon hatte ich vierzig Sous geerntet und den Entschluß gefaßt, diesen schönen Erwerbszweig ferner zu verfolgen, als ich mich von hinten beim Halstuche ergriffen und so heftig zurückgezogen fühlte, daß ich den Athem verlor. Anfangs glaubte ich, daß ich von der Polizei ergriffen sei und dachte an keine Vertheidigung. Bald begriff ich aber, daß ich mich im Irrthum befände, denn derjenige, welcher mich ergriffen hatte, ließ mich wieder fahren. Nun wandte ich mich um und konnte meinen Gegner sehen. Es war ein großer Lümmel, fast sechs Fuß hoch, wie ich mit einem Kittel bekleidet, dabei aber mit langen Haaren und einem wahrhaften Tambour-Major-Barte geschmückt. Er hielt seine geballte Faust dicht vor mein Gesicht und sagte mit einer furchtbar heisern Stimme:

„Also Du, Taugenichts, willst mir mein Brot verkümmern und dein Glück auf Unkosten wackerer Burschen machen?"

„„Was wollen Sie denn von mir?" fragte ich den Riesen.

„„Ich will, daß Du Dich von hier trollst!"

„„Und warum?"

„„Weil es mir so gefällt."

„„Der Boulevard gehört mir so gut, wie Ihnen, sollte ich meinen; also lassen Sie mich in Frieden!"

„„Ich sage Dir, erbärmlicher Lump, daß Du Dich trollst! wo nicht — so —"

„So?"

„„So zerbreche ich Dich vor meinen Knieen und verzehre Dich mit saurer Sauce zum Frühstück!"

„Ich fürchtete mich vor dem Riesen nicht, obgleich er drei oder vier Mal stärker war, als ich, aber ich glaubte Polizeibeamte in der Nähe zu sehen und vermied deßhalb jeden Streit, da ich nicht wissen konnte, was daraus werden möchte, wenn man mich in das Gefängniß führte. Daher verschluckte ich meine Demüthigung und meinen Zorn, und antwortete einfach:

„„Es ist gut! man geht schon!"

„„Ha der Jammerbube!" rief mein Gegner. „Seht Ihr, wie er auskratzt?"

„Hinter mir hörte ich lautes Gelächter, und die boshaften Straßenbuben von Paris riefen hinter mir aus allen Tonarten:

„„Ohe! der Kapaun! Ohe! das Nickemännchen! Ach! das Pfefferkuchenherz! der Hasenschwanz!"

„Dieses Hurrah erbitterte mich im höchsten Grade. Ich vergaß, welche schreckliche Folge ein Streit und eine Arrestation für mich nach sich ziehen könnten. Ich wandte mich um und ging auf meinen Gegner los. Dieser aber bewegte sich nicht von seiner Stelle, streckte nur den Arm aus, ergriff mich bei der Brust und warf mich zehn Schritte weit in den Koth.

„„Der hat seinen Theil!" rief eine Stimme.

„„Noch nicht!" antwortete ich, indem ich mich ganz betäubt aufrichtete und anschickte, den Angriff zu erneuern.

„„Schau! der Kleine ist beißig!" spottete der Riese. „Nun gut, er kann noch ein Patschhändchen bekommen, wenn er will!"

„Und während er noch sprach, erhob er wiederum seinen kolossalen Arm gegen mich, um mir mit einem furchtbaren Schlage den Schädel einzuschmettern. Aber seine Faust sank nicht nieder. Während unsers kurzen Streites hatte ich die Stellung verändert, so daß ich unter einer Laterne stand, deren voller Schein in mein Gesicht fiel. Der Riese betrachtete mich aufmerksam und rief plötzlich:

„„Ei, daß Dich!"

„Ich hatte ebenfalls meinen Angriff unterlassen, denn in Folge des schrecklichen Falles, welchen ich erlitten hatte, waren alle meine Knochen, wie zerbrochen, und meine Beine drohten, unter mir zusammenzubrechen.

„„Ei!" sagte der Riese wieder; „das wäre doch wunderlich!"

„Er prüfte mich nochmals mit größter Aufmerksamkeit und fuhr fort:

„„Ja! er ist es! er ist es! Nicht wahr, Du bist es?"

„„Wer denn?" stammelte ich.

„„Der Kleine von Ville d'Avray!"

„„Ja," antwortete ich.

„„Ha! verdammt!" rief mein Gegner, „und ich wollte Dich vernichten! Im Namen des Namens! das wäre ärgerlich gewesen! So erkenne mich doch! Ich bin Jean Paul! Jean Paul in eigner Person! Komm, wir wollen mit einander k ö d d e r n!" [1])

„Der Riese nahm mich dann beim Arme und zog mich

---

[1]) Plaudern.

rasch mit sich fort, nachdem er den Zuschauern des von mir erzählten Auftritts noch zugerufen hatte:

„„Das ist ein Freund von mir! Merkt Euch das und vergeßt nicht, daß ich den vor den Knieen zerbreche und mit saurer Sauce zum Frühstück verspeise, der ihn beleidigt!““

Jean Paul.

„Meiner Seel'! junger Freund!" sagte Herr von Maubert, „dieser Jean Paul, wahrscheinlich Einer Ihrer Kameraden von Ville d'Avray, scheint mir, nach seiner Ausdrucksweise und seinem Benehmen zu schließen, ein rechter Bösewicht zu sein!"

„Der arme Junge ist schlecht eingeschlagen," antwortete Annibal; „sonst war er nicht bösartig."

„Aber sein roher und grundloser Angriff —"

„Er wußte nicht, daß ich es wäre."

„Das ist wahr."

„Ich fahre fort: Jean Paul zog mich also über den Boulevard in der Richtung nach den kleinen Theatern mit sich fort. Er ging sehr schnell, während ich mich mit Mühe fortschleppte, denn alle Glieder schmerzten mir, und hätte mich mein Gefährte nicht mit seinen Eisenarmen unterstützt, so würde ich zehn Mal gefallen sein. Wir gingen mit einander in die Rue des Fossés du Temple, welche wir zu fast zwei Drittheilen ihrer Länge durchmaßen. Endlich blieb Jean Paul vor einem jämmerlichen kleinen Hause stehen. Er stieß eine Thür auf, welche dem Druck seiner Hand sofort nachgab, und trat zuerst in einen vollständig dunkeln Gang, indem er zu mir sagte:

„„Tritt nur dreist ein und halte Dich stets rechts. Ich

werde Dich aufmerksam machen, wenn wir an die Treppe kommen. — Da sind wir," fuhr er nach einer Secunde fort; „ergreife das Seil und laß es nicht fahren."

„Nachdem ich tastend eine gewisse Anzahl Stufen hinangestiegen war, welche so steil anstiegen, wie die Leitern an einem Baumgerüste, hörte ich Jean Paul einen Schlüssel in ein Schloß stecken. Dann drehete sich eine Thür knarrend um ihre Angeln. Mein Gefährte nahm mich bei der Hand, um mich in das Zimmer zu führen, welches er geöffnet hatte, schlug dann mit Stahl und Stein Feuer an und zündete dann eine Lampe an. Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war so niedrig, daß wir kaum aufrecht in demselben stehen konnten. In einer Ecke lagen zwei dürftige Strohsäcke auf einer fichtenen Bettstelle. Ein Tisch und zwei Stühle vervollständigten die Ausstattung des Zimmers, welche wohl zehn Franken werth sein mochte.

„„Setz' Dich," sagte Jean Paul zu mir und reichte mir einen der Stühle, auf welchen ich sogleich niedersank.

„Dann öffnete er einen Wandschrank, nahm eine Flasche und zwei Gläser aus demselben, füllte die letztern bis an den Rand und fuhr fort:

„„Trinke, mein Junge, trinke! Branntwein, siehst Du wohl, ist ein Balsam für Alles. Das heilt jedes Leiden."

„„Gut," antwortete ich, „allein, wenn ich erst getrunken habe, wirst Du mir erklären, warum Du mich kaum erst ermorden wolltest."

„„Das ist eine einfache und natürliche Sache," antwortete er mir, „denn ich besorge die Polizei auf dem Boulevard."

„„Die Polizei?"

„„Ja, für meine guten Freunde, versteht sich. Wir sind unser eine gewisse Anzahl braver Jungen, machen in Contremarken und Wagenöffnen Geschäfte, und ich verhindere, daß uns keine Fremden die Wolle abscheeren. — Was Dich aber betrifft, so bedauere ich aufrichtig, daß ich zu leicht zugepackt habe.“

„„Zu leicht!“ rief ich aus; „Teufel! das finde ich nicht!“

„„Spaßvogel!“ sagte Jean Paul unter einem plumpen Gelächter, „Du verstehst mich nicht, denn ich will damit nur sagen, daß ich Deine „Fratze“ erst hätte anschauen sollen, ehe ich Dich packte.“

„„Das meine ich auch.“

„„Kurz, laß uns davon nicht mehr sprechen, denn ich habe Dir noch im Ganzen kein großes Uebel zugefügt. ’s war nur so ein lumpiger Schupp, von dem kein Floh verhimmelt sein würde.“

„„Schönen Dank!“

„„Keine Ursache! Aber wir sind zum Köddern beisammen und wollen köddern! Was machst Du in Paris?“

„„Was ich heute Abend machte, als Du mich antrafst?“

„„Das ist Alles?“

„„Ja.“

„„Damit magst Du das Salz zum Brote nicht verdienen, Du Schwachkopf.“

„„Schwachkopf?“

„„Ja, doppelter Schwachkopf, dreifacher Dummhut!“

„„Aber, es scheint doch, als ob Du selbst —“

„„O! das ist eine andere Sache, denn ich zehre von mehr, als einer Raufe, und wenn ich die Fiaker für einen Sou öffne,

so geschieht das nicht etwa, weil es mir an Geld fehlte. Schau her!"

„Damit nahm Jean Paul drei lange Thalerrollen aus dem Wandschranke, zeigte sie mir, setzte sich dann wieder und fuhr fort:

„„Wenn ich also in einem blauen Kittel und mit einer schlechten Kappe das Pflaster trete, so rührt das nicht daher, daß es mir an Kröten fehlte, und wenn es mir beliebt, trage ich einen feinern Rock, als ein Mylord, und einen bessern Hut, als ein Wechselagent. Da Du ein alter Cameradus bist, so will ich Dich halb und halb in mein eigentliches Gewerbe einweihen."

„„Daß ich auch Geld verdienen kann?"

„„Sechszehnlöthiger Dummkopf! daß Du Dir alle Genüsse des Lebens verschaffen kannst!"

„„O, rede, mein Lieber, rede schnell!"

„„So höre! Zunächst mußt Du wissen, daß ich von acht bis elf Uhr Abends Geschäfte in Contremarken mache, da es nöthig ist, daß ich mich gelegentlich über meine Existenzmittel ausweisen kann, wenn es dem Herrn Staatsanwalte einfallen sollte, sich unverschämter Weise in meine kleinen Angelegenheiten zu mischen, — was — so manchmal — vorkommt. In der That besitze ich noch ein anderes Geschäft: ich treibe Handelsgeschäfte."

„„Womit?"

„„Mit allen Waaren, die ich am wohlfeilsten einkaufen und theuer wieder verkaufen kann."

„„Am wohlfeilsten einkaufen sagst Du?"

„„So wohlfeil, daß ich mir nur die Mühe geben darf, sie zu nehmen."

„„Du stiehlst?"

„„So ist es."

„Dieses Bekenntniß raubte mir allen Muth, aber ich fühlte, daß ich in der Gewalt dieses Jean Paul war, der die Einsamkeit und meine Schwäche benutzen konnte, um schlecht mit mir umzugehen. Daher verhehlte ich mein Staunen und meinen Schrecken.

„Mein alter Kamerad fuhr fort:

„„Wir sind unser Viele, sind gewandt und so vorsichtig, daß uns selten so ein Herr Schnappgreifius auf den Hals kommt, und daß Viele von der Bande, unter Andern auch ich, in den Augen der Dame Polizei weiß wie Schnee dastehen. Du kannst uns ungemein nützlich werden, denn Du bist ein schöner Junge, und wenn Du gehörig herausstaffirt bist, wird man Dich für einen vornehmen Herrn halten, was ungemein förderlich zur Ausführung von Hauptschlägen ist. Fast gar keine Arbeit und reiche Einnahme, das ist das Sardanapalsleben, welches Du Dir verschaffen kannst. Bist Du einverstanden?"

„„Einverstanden!" antwortete ich.

„„Dann schlag ein und es ist eine abgemachte Sache. Morgen werden wir weiter darüber sprechen; für heute verlasse ich Dich; leg Dich in mein Bett, denn Du wirst der Ruhe bedürfen; mich aber erwartet man zu einem interessanten Unternehmen. Den Schlüssel nehme ich mit, und sollte gepocht werden, bevor ich zurück bin, so öffne nicht."

„„Abgemacht!"

„„Gute Nacht! Auf morgen!"

„Jean Paul verließ das Zimmer. Ich blieb allein und warf mich auf den Strohsack, indem ich mir vornahm, am folgenden Morgen dieses Haus zu verlassen, ohne je in dasselbe zurückzukehren. Aber ich hatte ohne den schweren und tiefen Schlaf gerechnet, der sich meiner fast in demselben Augenblick bemächtigte, und aus dem ich erst durch eine unerwartete Berühhrung geweckt wurde. Ich fuhr empor. Die Strahlen der Sonne fielen durch die bestaubten Fensterscheiben und verbreiteten ein helles Licht in dem Zimmer. Neben mir aber saß Jean Paul und berührte meine Schulter.

„„Nun?" fragte er mich, „wie geht es Dir heute morgen?"

„„Viel besser."

„„So steh auf."

„Ich war völlig bekleidet und in einer Sekunde daher schon auf den Beinen. Jetzt bemerkte ich, daß ein ziemlich großer Packen und ein mit allen vier Zipfeln zusammengebundenes Taschentuch auf dem Tische lagen.

„„Das ist mein Antheil," sagte Jean Paul, als er die Richtung meiner Blicke bemerkte.

„Er band das Taschentuch auf, welches mit Thalern gefüllt war, und sagte:

„„Nimm diese sechszig Franken, Kleiner!"

„„Nein!" antwortete ich.

„„Stelle Dich nicht so an! Es ist nur ein Vorschuß, weiter nichts; nimm hin, sage ich Dir, denn ich will es und Du mußt, also keine Einrede weiter! Dann begiebst Du Dich in den Temple und kaufst Dir ein anständiges Futteral: Rock, Weste und Hose im neuesten Geschmack. Wenn Du Dich

ordentlich gekleidet hast, so magst Du während des übrigen Tages thun, was Dir beliebt, aber heute Abend finden wir uns wieder zusammen. Kennst Du die Tabagie zur zerschnittenen Aehre, auf dem Boulevard du Crime, neben dem Hôtel Foulon?"

„„Ich kenne sie."

„„Schön! Dort werde ich Dich Punkt elf Uhr erwarten. Bis dahin werde ich Arbeit für Dich gefunden haben. Nun drück Dich und mach Dich schön. — Ach! noch Eins! In Gegenwart anderer Leute nennst Du mich Carillon, denn das ist mein Name jetzt."

„Bei diesen Worten schob mich Jean Paul aus der Stube und schloß die Thür hinter mir. Er hatte mir die sechszig Franken in die Hand gedrückt, und ich hatte dieselben angenommen, um einen Streit zu vermeiden, zugleich aber den Vorsatz gefaßt, sie durch den nächsten Briefboten, welchen ich antreffen würde, zurückzusenden. Als ich jedoch wieder auf der Straße war, meinen schlechten Kittel und meine Schuhe ohne Sohlen anblickte, da verführte mich der Gedanke, endlich eine fast elegante Toilette zu besitzen, und bezauberte mich in einem solchen Grade, daß ich den Muth nicht mehr hatte, der Versuchung zu widerstehen, sondern mechanisch nach dem Temple ging.

„Ueberdieß schmeichelte ich mir, um mein Gewissen zu beruhigen, welches mir vorwarf, daß ich mich durch Annahme gestohlnen Geldes zum Theilnehmer eines Diebstahls gemacht habe, daß mir ein anständiger Anzug ohne Zweifel die Mittel verschaffen würde, meinen Lebensunter-

halt auf ehrliche Weise zu verdienen. Ich wollte dann sparen, Jean Paul so bald wie möglich die entliehenen sechszig Franken zurückzahlen, und glaubte mir dann in der That nicht das Geringste vorwerfen zu dürfen. Ich kam in den Temple, handelte um mehre vollständige Anzüge, fand aber die Preise fast aller übermäßig und zog mir von Seiten der entrüsteten Händler die bittersten Worte zu, als ich meine Ansicht hinsichtlich der Preise offen aussprach. Endlich entdeckte ich auf der Place de la Rotonde einen Trödler, der entweder rechtschaffener oder mehr zum Verkaufen gezwungen war, und mir für funfzig Franken einen grünen Ueberrock **à la polonaise**, eine graue Hose, Weste, Hut, Cravate, Hemd, ein Paar Schuhe und ein Paar Stiefeln verkaufte. Daß alle diese Gegenstände weder ganz neu, noch ganz dauerhaft waren, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, allein ich ließ mich dennoch von dem trügerischen Anschein der verschiedenen Kleidungsstücke hinreißen und eilte möglichst schnell nach den Boulevards, um meinen neuen Glanz von den Vorübergehenden bewundern zu lassen und mich in aller Muße in den Spiegelfenstern der Läden zu betrachten.

„Ich hielt mich für schöner gekleidet, als der Sohn eines Pairs von Frankreich; ich hatte die innige Ueberzeugung, daß die Männer mit neidischen, die Frauenwelt mit verliebten und entzückten Blicken nach mir schauen würde.

„Es waren mir noch zwölf Franken geblieben, die vierzig Sous mit einbegriffen, welche ich am verwichenen Abende vor dem Ambigu verdient hatte. Ich trat in eine bescheidene Restauration, frühstückte dort und setzte dann meine triumphirende Promenade weiter fort."

Rouge et noire.

„Den ganzen Tag, bis zur Zeit des Mittagsessens, verwandte ich dazu, daß ich mich selbst zur Schau stellte," fuhr Annibal fort; „dann trat ich in ein Haus in der Rue de l'Arbresec, in welchem man zu achtzehn Sous speiste, denn ich war fest entschlossen, die Verbindung, welche mir Jean Paul vorgeschlagen hatte, nicht einzugehen, und schonte daher, so viel wie möglich, mein Geld.

„Indeß kaufte ich mir doch eine Cigarre, als ich vom Tische aufstand, und da ich nicht wußte, was ich mit meiner Zeit und meiner Person anfangen sollte, so begab ich mich nach den Galerieen des Palais-Royal.

„Schon hatte ich dieselben zwei Mal und nach allen Richtungen durchstreift, als ich plötzlich unwillkürlich stehen blieb.

„Ich befand mich vor jener kleinen Thür, über welcher in einem erleuchteten Transparent mit brennendrothen Zahlen die Nummer 113 steht.

„Ich hatte noch nie gespielt und erinnerte mich plötzlich an den Volksglauben, welcher annimmt, daß man mit Glück spielt, wenn man zum ersten Male spielt. Ich bin weder abergläubisch, noch leichtgläubig, und maß dem irrigen Sprichwort, welches mir in den Sinn kam, nicht den mindesten Glauben

bei; aber dennoch rief mir eine innere, ich möchte behaupten, eine weissagende Stimme zu, daß ich den Versuch wagen solle.

„In lebhafte Versuchung geführt, aber noch immer unentschlossen, blieb ich auf der Schwelle stehen, ohne zu wissen, sollte ich vorwärts gehen oder zurückweichen. Da wurde ich von drei oder vier jungen Männern, welche das Spielhaus verließen, fast angerannt. Ihre strahlenden Gesichter sprachen die Freude des Triumphes aus, sie schüttelten im Vorübergehen die Thaler, mit denen ihre Taschen gefüllt waren, und Einer von ihnen warf in einer Regung der Großmuth einem armen Teufel, der vor der Thür stand, ein Goldstück zu

„Dieser Anblick entschied mich. Ich trat ein. In dem Vorzimmer nahm man mir den Hut ab, was mich sehr überraschte. Ich trat in den ersten Saal. Kaum war ich von der schwülen Atmosphäre berührt, kaum hatte ich Zeit gehabt, einen Blick auf die freudigen oder verzweiflungsvollen Gesichter der Spieler zu werfen, als mich eine Art von Fieber oder vielmehr ein Schwindel ergriff. Der niedrige und gewissermaßen nackte Saal erschien mir wie ein Palast, und vor mir eröffnete sich die Aussicht auf ein Eldorado.

„Ein alter, schwarz gekleideter Herr, dessen mehr als bescheidener Anzug indeß auf Armuth deutete, näherte sich mir mit der unterwürfigsten Miene und fragte mich mit einem demüthigen Lächeln:

„„Der Herr will ohne Zweifel spielen?"

„„Ja," antwortete ich.

„Der alte Mann hielt in seiner Rechten eine lange Nadel und in der Linken eine Karte, welche mit unzähligen Löchern

durchstochen war. Er schaute auf diese Karte und sagte dann:

„„Der Herr wird mir die Bemerkung erlauben, daß Schwarz sechs Mal gewonnen hat."

„Ich verstand nicht, was der alte Herr damit sagen wollte, und bat ihn auch um keine Erklärung. Ich warf ein Vierzigsoustück auf's Gerathewohl hin, und es fiel auf das Rothe.

„Roth gewann.

„Ich bemerkte nicht, daß ich gewonnen hatte, und machte **paroli**, ohne es zu wissen.

„Roth gewann abermals, und da Niemand zu mir sagte, daß ich mein Geld nehmen sollte, so glaubte ich verloren zu haben und fuhr fort, mechanisch das Spiel zu betrachten, ohne mir von dem Verlauf desselben Rechenschaft geben zu können, besonders aber, ohne im mindesten zu glauben, daß ich bei dem, was sich vor mir zutrug, betheiligt sein könnte.

„Daher staunte ich sehr, als ich bei jedem neuen Zuge ein Gemurmel des Staunens unter den Umstehenden vernahm, deren Blicke sämmtlich auf mich gerichtet waren.

„Endlich stieß mich der alte Herr mit dem Ellbogen an und sagte.

„„Aber, mein Herr, wollen Sie denn durchaus wieder verlieren?"

„„Was? wieder verlieren?"

„„Sehen Sie denn nicht, daß Roth elf Mal gewonnen hat? Nun, Sie gewinnen viertausend vierundneunzig Franken, da viertausend sechsundneunzig auf dem Spiele stehen, und Ihr erster Einsatz nur zwei Franken betrug. Im Namen des Himmels! halten Sie ein!"

„„Wie! das Alles gehört mir?" rief ich aus.

„„Allerdings!"

„Ich beeilte mich, meinen ungeheuern Gewinn einzustecken. Es war aber auch Zeit gewesen, denn das nächste Mal gewann Schwarz. In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, trat der alte Herr im schwarzen Anzuge von Neuem an mich heran und sagte zu mir:

„„Wenn der Herr mit meinem geringen Rathe zufrieden gewesen ist, so hoffe ich, daß der Herr mich nicht vergessen wird."

„Ich warf ihm mein ganzes einzelnes Geld zu und entfloh mit meinen vier Bankbillets. Ich war außer mir, ich war trunken, ich war ein Wahnsinniger. Kaum vermochte ich an die Wirklichkeit des fabelhaften Glücks zu glauben, welches mir vom Himmel zugefallen war, und um mich zu überzeugen, daß es kein Traum sei, der mich narre, trat ich zu einem Wechsler und setzte die Papiere der Bank von Frankreich in Gold um. Erst jetzt, als ich das kostbare Metall zwischen meinen zitternden Fingern fühlte, gewann ich eine handgreifliche Gewißheit; ich hielt mich für reich, hielt mich für einen Millionair; es schien mir, als wäre mein Reichthum unerschöpflich, und überdieß durfte ich ja nur zur Nummer 113 zurückkehren, um meine Börse von Neuem zu füllen!

„Mein erster Gedanke, und zwar ein Gedanke, der mich, wie ich versichern darf, ungemein glücklich machte, war der, denselben Augenblick zu Jean Paul zu eilen, um ihm das Geld zurückzugeben, welches er mir am Morgen geliehen hatte. Aber es war kaum zehn Uhr, und er hatte mir erst zu elf Uhr das Stelldichein anberaumt.

„Ich ging daher in die Rue Richelieu und miethete in einem der schönsten Hôtels garnis am Louvoisplatze eine kleine Wohnung für hundert Louis jährlich, für welche ich den Miethzins sofort auf einen Monat voraus bezahlte. Dann nahm ich eine Lohnkutsche und ließ mich nach dem Boulevard du Temple vor die Tabagie zur geschnittenen Aehre fahren. Dort stieg ich aus und trat in eine schreckliche Kneipe, von der Sie, Herr Baron, sich wahrscheinlich keinen Begriff machen."

„Verzeihen Sie, mein junger Freund," unterbrach ihn Herr von Maubert, „es giebt nichts in Paris, das ich nicht aus eignem Anschauen kennen gelernt hätte. Es ist eine mir angeborne Neugierde, welche mich antreibt, Alles zu sehen und Alles kennen zu lernen. Die Tabagie, von welcher Sie sprechen, konnte meinen Forschungen nicht entgehen, und ich habe sie zwei Mal mit Abscheu, aber ohne überrascht zu werden, besucht."

„In diesem Falle ist es überflüssig, daß ich Ihnen dieselbe beschreibe," sagte Louis Annibal.

„Durchaus überflüssig."

„Durch eine Tabakswolke erblickte ich Jean Paul, der mit zwei andern Individuen Schnapps trank.

„„Sapperment!" rief er, „bist Du aufgedonnert! Man sollte Dich für einen Hospodar der Wallachei oder für einen schweizerischen Haaröl-Mann halten! Auf Ehre! Du blendest mich!"

„Jean Paul hatte eine rothe Nase, sprach unsicher und hatte kleinere und leuchtendere Augen, als gewöhnlich. Offenbar war er, wenn nicht trunken, wenigstens etwas benebelt. Ich erinnerte mich an das, was er mir am Morgen hinsichtlich seines Namens gesagt hatte, und redete ihn an:

„„Ich habe mit Dir zu sprechen, Carillon.“

„„Na, sprich nur, Kleiner, ich höre schon.“

„„Es handelt sich um Heimlichkeiten, und diese Herren —“

„„Diese Herren sind meine Freunde.“

„„Kümmert nichts! Was ich Dir zu sagen habe, geht nur Dich an und werde ich nur Dir sagen!“

„„O menschliches Elend! Allenthalben Geheimnisse! Aber es sei, ich komme.“

„Jean Paul erhob sich und nahm sein Glas mit sich auf einen andern Tisch.

„„Es ist Alles albern, was Du thust!“ sagte er, als ich mich neben ihn gesetzt hatte; „wozu sich vor Freunden verbergen, wenn man mit ihnen arbeiten muß?“

„„Darin gerade irrst Du Dich! Ich werde weder mit jenen, noch mit Dir arbeiten.“

„„Bist Du ein Narr?“

„„Ich spreche die Wahrheit.“

„„Also Du weigerst Dich?“

„„Ja.“

„„Bestimmt und unwiderruflich?“

„„So bestimmt und unwiderruflich, wie nur etwas in der Welt sein kann!“

„„Heiliges Donnerwetter!“ rief Jean Paul aus, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug; „das ist nicht hübsch, mein Junge, und Du bist nur ein elender Spitzbube —“

„„Ein Spitzbube!“ rief ich aufspringend aus; „warum sagst Du das zu mir, Jean Paul?“

„„Weil es so ist.“

„„Wie! so ist?“

„„Ja. Heute Morgen versprachst Du mir Alles, was ich wollte, weil Du meiner bedurftest, um Dich neu aufzuwichsen, und jetzt, da Du mein Geld ausgegeben hast, um Dich in eine Polonaise zu kleiden, behandelst Du mich auf grobe Weise! Ich wiederhole es: Du hast mich betrogen, und seine Freunde betrügen, das ist schmutzig!“

„„So höre doch, Schwachkopf, und Du wirst sehen, daß Du Dich mit Unrecht beklagst!“

„„Mit Unrecht? das wäre!“

„„Nun ja, weil ich nur darum heute Abend hierher gekommen bin, um Dir Dein Geld wieder zu bringen —“

„„Bah!“

„„Hier ist der Beweis!“

„Ich zog eine Handvoll Goldstücke aus meiner Tasche und überreichte Jean Paul drei Napoleons.

„„Du hast noch mehr Geld?“ sagte er, als er meine Hände mit Goldstücken gefüllt sah.

„„Das ist noch nicht Alles!“ antwortete ich.

„„Ha! Spaßvogel! ich hielt Dich für einen armen Schlucker! Es scheint, daß Du auf eigne Faust Arbeit gefunden hast.“

„„Aber nicht in dem Sinne, in welchem Du die Worte nimmst.“

„„Das Geld ist also nicht gestohlen?“

„„Nein.“

„„Bist Du Rentier?“

„„Nein.“

„„Hast Du eine Erbschaft angetreten?“

„„Eben so wenig.“

„„Dann soll der Hund meine Zunge fressen, wenn ich Dich verstehe.“

„„Ich habe gespielt und gewonnen, das ist Alles!“

„„Du mußt demnach Geld zum Spielen gehabt haben?“

„„Vierzig Sous haben mir viertausend Franken eingebracht.“

„„Schwerenoth! welch' ein Glück! Nun wirst Du als vornehmer Herr leben?“

„„Versteht sich!“

„„Und hinterher?“

„„Wie! hinterher?“

„„Wenn nichts mehr von Deinem kleinen Reichthum übrig ist!“

„„Dann werde ich neues Geld gewinnen.“

„„Das ist ungewiß!“

„„Ich glaube das Gegentheil.“

„„Desto besser für Dich!“

„„Ich danke Dir.“

„„Wenn sich das Glück wendet und Du wieder im Drecke steckst bis über die Ohren, dann erinnere Dich jedenfalls Deiner Freunde. Was ich Dir vorgeschlagen habe, gilt für immer, und sobald Du willst, werde ich Dich als Compagnon annehmen; siehst Du, das ist sicherer, als jedes Roulette.“

„„Ich danke Dir für Dein Anerbieten, glaube aber nicht, daß ich dasselbe benutzen werde.“

„„Wie Du willst!“

„Jean Paul gab mir die Hand, und ich verließ die Kneipe, um meine neue Wohnung in Besitz zu nehmen.“

Zärtliche Freundschaft.

Annibal schwieg und blickte nach der Stutzuhr, welche ihm gerade gegenüber auf einem Sockel von ciselirtem schwarzen Marmor stand.

Sie zeigte auf drei Viertel auf zwölf Uhr.

„Mein Gott, Herr Baron!“ sagte der junge Mann, „ich habe fast anderthalb Stunden erzählt, und Sie müssen durch eine so lange Erzählung ermüdet und gelangweilt sein! — Ich hoffe indeß, daß Sie sich erinnern werden, wie ich nur Ihren Befehlen gehorchte, indem ich Ihnen mein Leben erzählte.“

„Ich glaube,“ antwortete Herr von Maubert lächelnd, „daß Sie es in diesem Augenblick wie gewisse Schriftsteller machen, welche ihre Werke wenig zu achten scheinen, um desto mehr Lob einzuernten. Nun, mein junger Freund! ich werde Ihnen das verdiente Lob nicht schuldig bleiben, denn ich höre Ihnen mit steigendem Interesse zu, weil Ihre Erzählung den Eindruck eines höchst natürlichen und dennoch überraschenden Romans auf mich hervorbringt, und da solche Romane in unsern Zeiten selten sind, so wünschte ich, daß Sie noch die ganze Nacht zu erzählen hätten.“

„Sie sind tausend Mal zu gütig, Herr Baron, aber — ich bin fast zu Ende."

„Das ist schlimm."

„Erlauben Sie mir zu sagen: „Das ist gut!" Indeß nehme ich meine Erzählung wieder auf: Sechs Wochen etwa führte ich in jeder Hinsicht das Leben eines reichen Mannes; ich hatte meinen Kleiderschrank auf das Beste gefüllt, hatte mir eine Kutsche auf einen Monat gemiethet, besuchte die Theater, speiste bei Véfour, machte mich zum Sultan und die hölzernen Galerieen zu meinem Harem, kurz, ich versagte mir nichts."

„Sie handelten ganz vernünftig: Genießen, das ist der Zweck des Lebens, der einzige wenigstens, den ich begreifen und billigen kann."

„Ohne Zweifel ist dem so, aber bei meiner Lebensweise verschwanden meine viertausend Franken sehr schnell. Als ich nur noch 25 Louis hatte, dachte ich mir, daß es Zeit sei, meine Börse von Neuem zu füllen, und kehrte nach Nr. 113 zurück. Aber ich hatte meine Jungfräulichkeit als Spieler verloren, und mein Stern leuchtete nicht mehr am Himmel. Als ich nach einem wahrhaften Todeskampfe den Spielsaal wieder verließ, hatte ich keinen Sou mehr in der Tasche Am folgenden Tage verabschiedete ich meinen Kutscher, verkaufte meine Uhr und einen Theil meiner Kleidungsstücke, und kehrte in den Spielsaal zurück. Ich verlor abermals.

„Dennoch hielt mich eine unvernünftige Hoffnung fortwährend aufrecht. Ich verkaufte den Rest meiner Kleidungsstücke, indem ich nur die behielt, welche ich am Leibe trug, verließ das elegante Hôtel, welches ich bis dahin bewohnt hatte, und bezog

ein schreckliches Hôtel garni in der Rue de Chartres. Dann kehrte ich nach Nr. 113 zurück.

„Ich verlor fortwährend.

„Nun ging ich nach dem Temple, welcher meine letzte Hilfsquelle war. Gegen die neuen Kleidungsstücke, welche ich trug, gab mir ein dort wohnender Trödler die unedlen Lumpen, welche mich jetzt decken, und zwanzig Franken.

„Das ist nun acht Tage her.

„Ich eilte zum Spiele.

„Mit meinen zwanzig Franken gewann ich zehn Louis. Eine Woche lang besuchte ich nun das Spielhaus, ohne zu gewinnen oder zu verlieren. Als ich gestern Abend zum letzten Male den Spielsaal besuchte, fand ich die Anwesenden in großer Aufregung. Etwas Unerhörtes war vorgekommen! Roth hatte zwanzig Mal nach einander gewonnen. „Das Glück kehrt wieder“ dachte ich. Und ich setzte meine zehn Louis auf Schwarz

„Roth gewann zum einundzwanzigsten Male!

„Nun blieb mir nicht ein Sous mehr. Ich ging nach Hause und legte mich zu Bette. Heute Morgen kam mein Hauswirth zu mir und verlangte die Miethe auf eine Woche voraus, da die ersten acht Tage, für welche ich bezahlt hatte, verflossen waren. Ich bat ihn, zu warten. Er aber wies mich aus dem Hause und sagte mir, ich sollte nicht wiederkommen.

„Ich ging. Mich hungerte, aber ich konnte nicht frühstücken. Der Tag verging, ohne daß ich recht weiß, auf welche Weise, denn ich hatte ein nur höchst unvollkommenes Bewußtsein meiner Handlungen. Es kam mir der Gedanke in den

Sinn, Jean Paul aufzusuchen, allein ein solch ehrloses Leben mit der Aussicht anf dem Bagno, vielleicht auf das Schaffot, erfüllte mich mit Grausen und erschreckte mich.

„Auf der andern Seite konnte ich mich auch nicht entschließen, nachdem ich für einige Wochen ein lustiges und goldenes Leben geführt hatte, mein altes Handwerk als Verkäufer von Contremarken wieder zu ergreifen; es schien mir unmöglich, nochmals Kappe und Bluse zu tragen. Ich hielt dafür, daß der Tod weit weniger schmerzhaft wäre und hatte meinen Entschluß bald gefaßt.

„Die Nacht war erschienen. Noch einen letzten Blick auf die Lockungen, auf die Wollust der Welt, auf den Becher der Wonne, welchen ich mit vollen Zügen geleert hatte, wollte ich werfen und dann der ganzen Welt für immer Lebewohl sagen.

„Ich trat in das Palais-Royal. Das Uebrige wissen Sie, Herr Baron. Sie hielten mich auf der Schwelle des Todes zurück.

„Nun frage ich Sie nur noch: was wollen Sie aus mir machen?"

Der Baron nahm eine ernste Miene an und sagte mit einer zu gleicher Zeit freundlichen und ernsten Stimme:

„Auf diese Frage werde ich, wie das auch meine Pflicht ist, bestimmt und deutlich antworten. Der Zufall hat Sie mir zugeführt, und da mir die Liebe einen Sohn verweigert hat, so sollen Sie mein Sohn werden. Ich will Ihnen die Thür zu einem Leben der Freude und des Glücks öffnen. Ich will Sie durch alle Bande der Freundschaft und Dankbarkeit an mich fesseln. Ich will mehr noch für Sie sein, als ein Vater für seinen Sohn ist, denn statt eines strengen und mürrischen Sit-

tenrichters, werden Sie in mir einen stets nachsichtigen Freund, einen stets gefälligen Vertrauten finden. Meine Börse soll von heute an auch die Ihre sein, wie nach meinem Tode mein Vermögen das Ihre sein wird. Und indem ich Ihnen das Alles anbiete, glaube ich Ihnen nur wenig darzubieten, denn ich verlange dagegen Ihre zärtliche Liebe, Ihre unbegrenzte zärtliche Liebe. Nun sagen Sie: wollen Sie mir dieselbe schenken?"

Der Baron hatte sich erhoben und diese letzten Worte in einem heftigen und pathetischen Tone gesprochen.

„Ja! ja!" antwortete der junge Mann, bis zu Thränen gerührt durch eine so sonderbare und unerwartete Scene, „meine ganze Liebe soll Ihnen geweiht sein!"

„So komm an das Herz Deines Vaters, Annibal, mein Sohn!" rief Herr von Maubert in einem Tone und mit einer Bewegung, welche Frédérick Lemaitre's, des ersten Schauspielers unserer Zeit, würdig gewesen wären.

Annibal warf sich in die offenen Arme des Barons, und die beiden Männer hielten sich lange stumm umfaßt.

Es war eine Scene, welche des Pinsels eines Meisters würdig gewesen wäre.

Martials Sohn überließ sich ohne irgend einen argen Gedanken der unbeschreiblichen Freude, welche ihn erfüllte.

In den barschen und heuchlerisch wohlwollenden Zügen des Herrn von Maubert las man dagegen den Ausdruck eines bittern Sarkasmus, eines höllischen Spottes, während er sich stellte, als trockne er aus seinem linken Auge eine Thräne, die doch nicht dagewesen war.

Nie ist vielleicht die erhabene Gruppe des Mephistopheles

und Faust auf lebendigere Weise zur Wahrheit, zur handgreiflichen und satanischen Wahrheit geworden.

Der Baron machte nach langer Zeit diesen Ergüssen der Zärtlichkeit und Lüge zuerst ein Ende.

„Du wirst müde sein, mein armer Freund?" sagte er.

„Das bin ich."

„Leg Dich zur Ruhe. Morgen früh werden wir noch ein Wenig von der Vergangenheit und viel von der Zukunft sprechen."

„Ja, mein Herr —"

„Nenne mich Vater!"

„Ja, mein Vater!"

„O! wie wohlthuend mir dieser süße Name ist! Annibal, wir werden glücklich sein!"

„Ich glaube es, mein Vater!"

„Und ich bin deß gewiß, mein Sohn. — Folge mir, liebes Kind!"

Der Baron nahm ein Licht von dem Tische, öffnete eine Seitenthür und schritt in eine Galerie, welche mit Gemälden, Merkwürdigkeiten und Kunstgegenständen angefüllt war.

Am Ende dieser Galerie öffnete er eine zweite Thür und führte Annibal in ein kleines und niedliches Zimmer, welches mit einer blassen, großgeblümten Seide ausgekleidet war.

Man hätte dieses Zimmer für das Boudoir eines hübschen Mädchens halten sollen.

Die Meubles und die Bettstelle waren von Rosenholz, und der Fußboden stellte ein italienisches Mosaik von schönster Erfindung dar.

„Das ist Dein vorläufiges Zimmer," sagte der Baron lächelnd, „und Du siehst, daß es bewohnbar ist."

„Es ist ein Palast!" antwortete der junge Mann.

„Nein, und wir werden schon ein schöneres für Dich finden, mein liebes Kind; aber ich war unvorbereitet und wußte heute Morgen noch nicht, daß ich heute Abend einen Sohn haben würde. Gute Nacht, mein Freund, leg Dich, schlaf und ruhe wohl aus, denn wir haben morgen viele Wege zu machen und viel zu thun."

Die beiden Männer umarmten sich noch ein Mal, und der Baron entfernte sich.

Als Annibal allein war, bemühete er sich, die unbegreiflichen Ereignisse des verflossenen Abends zu vergessen

Er befürchtete seinen Verstand zu verlieren.

Er legte sich und schlief trotz der Aufregung, in welcher er sich befand, bald ein.

Aber sein Schlaf war durchwebt von Träumen, die eben so wunderbar waren, wie die Wirklichkeit.

Es kam ihm anfangs vor, als führte er sein unglückliches Vorhaben aus und nehme sich das Leben.

Er sah sich auf der Brustwehr der neuen Brücke und fühlte, wie er in die Tiefe hinabflog.

Es war ihm, als schwebe er zwischen dem mit Sternen bedeckten Himmel und den dunkeln Fluthen der Seine.

Aber in dem Augenblick, da er das düstere und kalte Wasser berührte, wurde dasselbe plötzlich leuchtend und funkelnd.

Der Fluß verwandelte sich in ein ungeheueres Bassin, das mit Champagner gefüllt war, in welchem statt der Fische gebratene Fasanen schwebten.

Blumengewinde hielten Annibal, während er heiter über die Champagnerfluthen dahin schritt und trocknen Fußes einen reizenden Tilbury erreichte, in welchem er Platz nahm.

Kaum hatte er die weichen Kissen des leichten Wagens berührt, als der Baron neben ihm saß und mit der Peitsche den Hippogryph antrieb, der halb Pferd und halb Drache war und mit Windeseile dahinflog.

Nach einigen Augenblicken einer Fahrt, die schneller war, als Leonorens Ritt in der Ballade von Bürger, hielt der Tilbury an.

Die beiden Männer standen vor einer Leiter, deren unteres Ende sehr breit war, während sich das obere in den Wolken verlor.

„Da hinauf müssen wir!" sagte der Baron.

„Gut, so wollen wir hinauf!" antwortete Annibal.

Und Beide begannen die Stufen zu ersteigen.

Sie stiegen und stiegen, aber die Leiter schien um so höher zu werden, je höher sie stiegen.

Schon erschien ihnen die Erde nur noch wie ein dunkler Punct, und noch immer war der Leiter Ende nicht zu ersehen.

Der Traum verwandelte sich in einen Alp.

Annibal keuchte, seine Brust erhob sich keuchend, seine Glieder wurden starr.

Endlich erreichte die Marter ihr Ende.

Die magische Leiter wandelte sich in eine Marmortreppe um.

Eine goldene Pforte, von welcher blendende Strahlen ausgingen, öffnete sich vor den Anlangenden.

Berauschende Düfte und Harmonieen strömten Annibal entgegen und erfrischten seine von Schweiß triefende Stirn.

Der Baron nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die orientalischen Wonnen des Paradieses Mahomets ein. . .

. . . .

Graf Raphael.

Es war neun Uhr Morgens, als Annibal die Augen aufschlug.

In dem ersten Augenblick war es ihm unmöglich, sich eine genaue Rechenschaft von seiner gegenwärtigen Lage und von dem zu geben, was seit dem gestrigen Abende mit ihm vorgegangen war. Eben so wenig vermochte er das hinsichtlich des Ortes, an welchem er sich befand.

Allmählich kehrten jedoch alle seine Erinnerungen zurück, und ein freudiges Lächeln spielte um seine Lippen, während er sagte:

„Ich begreife die Sache nicht; allein, was kümmert mich das?"

Zu derselben Zeit blickte er nach seiner Kleidung.

Diese war von dem Stuhle verschwunden, auf welchen er sie gelegt hatte, als er sich zur Ruhe begab

An ihrer Stelle fand er einen Schlafrock von persischem Mousselin, weite lange Beinkleider von Nankin, ein mit Spizen besetztes Hemd von holländischer Leinwand, seidene Strümpfe, eine griechische Mütze und gestickte Pantoffeln.

Auf dem Nachttische lag eine köstliche Uhr von Breguet mit Breloques und einer goldenen Kette von ausgezeichneter Arbeit.

Eine Brieftasche von schwarzem Maroquin und eine Börse von rother Seide lagen neben der Uhr.

Annibal untersuchte die Börse.

Sie enthielt funfzig Louis.

Er öffnete die Brieftasche.

Vier Bankbillets von fünfhundert Franken jedes fielen ihm entgegen.

Auf einem kleinen Blatt Papier standen die Worte:

„Als Taschengeld für meinen lieben Sohn Louis Annibal.“

„Das geht offenbar immer besser,“ dachte der junge Mann, „und man muß meinem Adoptivvater die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich in seinen Unternehmungen großartig zeigt.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Baron trat auf den Spitzen der Zehen ein.

Er sah, daß Annibal erwacht war und näherte sich dem Bette, um ihm die Hand zu drücken, indem er sagte:

„Ich habe Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, mein Kind.“

„Mir?“

„Eine gute Neuigkeit.“

„Ach!“

„Ich komme eben aus der Rue d'Enfer.“

„Sie sind im Findelhause gewesen?“ fragte Annibal.

„Ja.“

„Nun?“

„Ich habe die genauesten Nachrichten erhalten.“

„Und was haben Sie erfahren?“

„Zunächst, daß Du mir gestern Abend die lauterste Wahrheit gesagt hast, und dann —"

„Nun?"

„Daß seit Deiner Entfernung aus dem Findelhause Niemand sich nach Dir erkundigt, Niemand Dich zurückverlangt hat."

„Sie sprachen aber eben erst von einer guten Neuigkeit."

„Allerdings."

„Ich verstehe Sie nicht"

„Ach! Dein Herz sollte mich errathen. — Ich freue mich, daß ich Dich von den Deinigen verlassen sehe; denn fändest Du Deine Familie reich, edel, mächtig wieder, so würde sie den ersten Platz in Deiner Zuneigung einnehmen, und ich würde dann nichts mehr für Dich sein. — Verstehst Du mich nun, mein Sohn?"

„Guter Vater!" sagte Annibal, indem er zum zweiten Male die Hand des Barons drückte; „und wäre ich der Sohn eines Königs, so würde ich doch nie, nie aufhören, Sie zu lieben."

Der Baron stellte sich, als trockne er eine Thräne aus seinem rechten Auge.

Im Vorbeigehen müssen wir bemerken, daß er keinen Fuß in das Findelhaus gesetzt hatte und mit seiner Lüge nur das Eine bezweckte, daß Annibal nicht einmal selbst dorthin gehen sollte, um Erkundigungen einzuziehen. Und er erreichte seinen Zweck vollkommen.

„Stehe nun auf, mein Freund," sagte Herr von Maubert; „Deine Lieferanten warten bereits im Vorzimmer."

„Meine Lieferanten?"

„Allerdings! Dein Schuster, Dein Schneider, Dein Weiß-

zeuglieferant und Gott weiß, wer sonst noch! — Es sind wackere Leute, denen Du eine gute Kunde werden wirst, denn ich bezahle alle Rechnungen."

Annibal sprang aus dem Bette und fuhr schnell in die Beinkleider und den Schlafrock, welche wir schon erwähnten.

Dann führte man den Schneider Staub ein und den Schuster Sakoski, diese berühmten Gesetzgeber, von denen zu ihrer Zeit die wechselnden Gesetze der Mode ausgingen.

Die beiden Meister hatten Sorge getragen, bereits fertige Kleidungsstücke und Stiefel mitzubringen, so daß Annibal sofort eine ganz anständige Garderobe bekam und mit Ruhe erwarten konnte, bis man ihm seine Bestellungen zu liefern vermochte, worüber wohl eine bedeutende Zeit hingehen mußte, da die Liste derselben sehr großartig war.

Als Annibal in seinen Morgenanzug gekleidet war, der sich durch eine reizende Einfachheit und Eleganz auszeichnete, wurde es unmöglich, einen Cavalier zu finden, welcher ein vornehmeres Aussehen und eine aristokratischere Haltung gehabt hätte.

Er war der Typus des Vollblut-Edelmanns, welchen selbst der große Haufen an der Feinheit seiner Formen eben so leicht erkennt, wie die Pferdekenner ein Vollblutroß erkennen.

Er war so schön, daß der Baron ihn vor einen Spiegel führte und zu ihm sagte:

„Schau Dich an, mein Sohn, und sage mir, ob ich nicht das Recht habe, auf mein Werk stolz zu sein, denn Du bist gewissermaßen mein Werk."

Annibal bewunderte sich, ohne antworten zu können.

„Nun wollen wir frühstücken," fuhr Herr von Maubert

fort, „und dann ausfahren, um eine Wohnung für Dich zu suchen.“

„Eine Wohnung?“ fragte der junge Mann; „werde ich denn nicht bei Ihnen wohnen?“

„Nein, denn Du würdest hier von dem wahren Mittelpunkte von Paris zu fern sein; und überdieß führt ein junger Mann ein Leben, welches sich mit dem anscheinenden Ernste eines Mannes in meiner Stellung wenig verträgt; wenn wir aber auch nicht zusammen wohnen dürfen, so werden wir uns doch alle Tage sehen, und Du wirst mich recht oft zu einem hübschen Abendessen oder einer liebenswürdigen Partie einladen, damit der äußere Schein, was mich betrifft, nicht verletzt werde. Und wessen bedarf es in dieser Welt weiter, um vollkommen zu sein, als daß man den Schein rettet? Nun zum Frühstück, denn wir haben Eile!“

Als der Baron und Annibal vom Frühstück aufstanden, stiegen sie in eine Kutsche und fuhren nach dem Boulevard de Gand.

Dort sahen sie sich nach den zu vermiethenden Wohnungen um.

Nach einigen fruchtlosen Bemühungen entdeckten sie endlich ganz in der Nähe der Chinesischen Bäder ein köstliches Entresol, welches nebst einem Pferdestall mit Wagenschuppen jährlich hundert Louisd'or Miethe kostete.

Der Baron schloß sofort den Miethvertrag ab.

Zwei Tage später war das Entresol bereits auf die entzückendste Weise meublirt.

Die Schränke waren mit Weißzeug gefüllt, der Keller reichlich mit ausgesuchten und köstlichen Weinen versehen.

In dem Schuppen stand ein prachtvolles Cabriolet.

In dem Stalle wieherten drei englische Pferde.

Ein Kammerdiener, ein Jockei und eine Köchin sollten den Hausstand des jungen Mannes bilden.

Am vierten Tage führte Herr von Maubert seinen Sohn Annibal in diese Wohnung, welche jeden Luxus, jede Behaglichkeit, jeden Ueberfluß des Lebens in sich schloß.

„Hier bist Du nun zu Hause," sagte er zu ihm, indem er ihn zu dem Kanapee des Salons führte; „nun erlaube mir nur noch, daß ich Dir einige Rathschläge gebe, mein Sohn."

„Ich werde dieselben befolgen, als ob es Befehle wären, mein Vater"

„Befehle! um Gottes Willen, sprich das häßliche Wort nicht wieder aus, sonst würde ich Dir Nichts mehr sagen."

„Nun, so will ich auf Sie hören, wie man auf seinen Vater hören muß."

„Mir würde es noch weit lieber sein, wenn Du auf mich, wie auf einen Freund, hören wolltest."

„Es sei so."

„Ich verlange, daß Du so viel Geld ausgiebst, wie Dir möglich ist."

„Es wird leicht sein, dieses Verlangen zu erfüllen."

„Dann verlange ich, daß Du Dich, wenn Deine Börse leer geworden ist und wieder gefüllt werden muß, stets an mich wendest, nie an einen Andern."

„Ich verspreche Ihnen, auch dieses Verlangen zu erfüllen."

„Dann verlange ich, daß Du Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten nimmst, daß Du Dir die besten Lehrer auswählst und mit größtem Eifer lernst."

„Einverstanden."

„Ferner verlange ich, daß Du schlechte Gesellschaft meidest! Es bezieht sich das natürlich nur auf die Männerwelt, denn die Mädchen sind stets unsers Gleichen, wir mögen sie in einem Salon finden oder von der Straße aufraffen!"

„Seien Sie unbesorgt."

„Ich werde Dich recht bald in der Welt einführen; Du wirst außerordentlich wohl aufgenommen werden, und ich werde für Deine Rechnung eine gewisse abenteuerliche Geschichte in Umlauf setzen, welche Dir die überraschendsten Erfolge sichern wird."

„Eine Geschichte?"

„Ja; ich werde das Gerücht verbreiten, daß Du der natürliche Sohn eines gekrönten Hauptes seiest, welcher Dich eines Tages anerkennen werde und bis dahin unter meine Aufsicht gestellt habe. Ich werde keinen Namen nennen, aber doch meine Erzählung mit einem ziemlich transparenten Schleier umgeben, so daß die ganze Welt die Wahrheit zu errathen glauben wird; dabei soll dieser Schleier noch immer dicht genug sein, daß Niemand mich förmlich einer Lüge zeihen kann."

„Ihre Idee ist vortrefflich!"

„Nicht wahr? In dieser Beziehung halte ich es auch für gerathen, daß Du Deinen Namen änderst, damit Diejenigen irre geleitet werden, welche Dich früher gekannt haben, und Du magst Dich daher Raphael statt Annibal nennen."

„Sehr wohl!"

„Es ist ferner nöthig, daß Du irgend einen Titel annimmst."

„Ja, aber was für einen?"

„Es kommt wenig darauf an, ob Du Dich Graf oder Vicomte nennst; — bist Du mit Vicomte zufrieden?"

„Vollkommen."

„Dann wollen wir diesen Titel annehmen, denn Vicomte hat einen guten Klang. Vicomte Raphael klingt besonders schön. Du wirst Dir so bald wie möglich Visitenkarten stechen lassen."

„Soll morgen geschehen."

„Mit einer Krone in der linken Ecke."

„Einverstanden."

„Der letzte und wichtigste Rath, den ich Dir gebe, mein liebes Kind, ist der, daß Du Dich so viel wie möglich vergnügst, daß Du den Vergnügungen ohne Unterlaß nachjagst; denn wenn man erst alt geworden ist, so bereut man mit Bitterkeit jeden Tag der Jugend, welchen man verloren hat. Nun, guten Morgen! und auf baldiges Wiedersehen. Punkt sechs Uhr werden wir uns im Palais-Royal treffen und mit einander bei den Frères-Provençaux speisen, denn ich habe große Lust, einmal über die Schnur zu hauen."

Der Baron verließ seinen Schützling, den wir von jetzt an Vicomte Raphael nennen werden, und rief sich zu, als er mit freudestrahlenden Augen in seine Kutsche stieg:

„Alles ist bereit! Alles ist eingeleitet! Nun an das Werk!"

Ein Junggesellen-Frühstück.

Sechs Monden waren seit den Ereignissen verflossen, welche wir zu Ende des vorigen Kapitels unsern Lesern vor Augen geführt haben.

Vicomte Raphael war den Anleitungen des Herrn von Maubert mit Gelehrigkeit gefolgt, und hatte seine ganze Zeit benutzt, um sich in den körperlichen Uebungen zu vervollkommnen, die ein unerläßlicher Theil bei der Erziehung eines vollendeten Edelmannes sind.

Da seine natürlichen Anlagen seinem Eifer zu Hilfe kamen, so hatte er unter der Leitung gewandter Lehrer bewundernswürdige Fortschritte gemacht.

Er saß zu Pferde, wie der selige Herr von Guérinière.

Er führte den Degen so gut, wie der Ritter von Saint-Georges, klopffechterischen Andenkens.

Er schoß zwölf Kugeln hinter einander auf einen Fleck, welcher kleiner war, als eine Brief-Oblate.

Endlich tanzte er so schön, daß selbst Herr von Trénis sich vor Eifersucht hätte zu Tode grämen können.

Während er sich diesen angenehmen Beschäftigungen hingab, waren alle seine Tage (man verzeihe uns den Ausdruck) mit Gold und Seide durchwirkt.

Herr von Maubert umgab ihn mit jedem Luxus, mit jeglichen Genüssen des Lebens, stellte seine Börse dem jungen Manne zur unbeschränkten Verfügung und hörte nicht auf, ihn zu ermuntern, daß er ohne Umstände in dieselbe greifen möge.

Während dieser sechs Monate war Raphael noch nicht viel in Gesellschaften gekommen, hatte aber mit einer gewissen Anzahl junger Leute mehr oder minder innige Verbindungen angeknüpft.

Diese jungen Leute waren indeß sämmtlich durch Herrn von Maubert mit großer Sorgfalt ausgewählt, und gehörten den höhern Klassen der Gesellschaft und der Kategorie jener Lebemänner an, welche als sorglose Verschwender in den Tag hinein leben, durch den Durst nach Vergnügungen jeder Art und den Mißbrauch derselben gleich nach ihrem Austritt aus dem Collegium demoralisirt werden, im zwanzigsten Jahre bereits abgestumpfte Freigeister sind, welche die eine Hälfte ihres Lebens damit hinbringen, daß sie Geld von Wucherern und Juden borgen, und in der andern Hälfte die mühsam erlangten Summen vergeuden, die endlich auf ihre zukünftigen Erbschaften Wechsel ziehen und sogar so weit gehen, daß sie finden, daß diese Erbschaften lange auf sich warten lassen, dabei aber inmitten dieser frühzeitigen und schrecklichen Verdorbenheit alle Formen und Aeußerlichkeiten der besten Kreise beibehalten.

Der Baron wartete, bis sein Adoptivsohn durch den Umgang mit diesen liebenswürdigen Lebemännern das vornehme Benehmen und den aristokratischen Firniß erlangt habe, welche ihm noch fehlten, um ihn dann in die Welt einzuführen.

Nach diesen Bemerkungen wollen wir die Waggons unserer Erzählung auf die Schienen heben, und mit voller Dampfkraft vorwärts fahren. . . . .

. . . .

Es war kurz vor Mittag, und mehre Männer waren bereits in dem köstlichen Entresol an dem Boulevard de Gand versammelt, welches der Vicomte ganz allein inne hatte.

Raphael gab an diesem Tage ein Junggesellen-Frühstück.

Den Wirth mit einbegriffen, mußten zehn Personen an der Tafel sitzen.

Nun fehlten aber noch immer drei Gäste, nemlich Herr von Maubert und zwei Freunde Raphaels, die Herren Albert von Prie und Philippe von Lansac.

Albert von Prie, zwei oder dreiundzwanzig Jahre alt, der einzige Sohn eines Mitglieds des Oberhauses, das ihm dereinst nebst seinem Titel als Pair von Frankreich ein Vermögen von drei Millionen hinterlassen mußte, galt für einen der liebenswürdigsten jungen Männer im Paris.

Er war geistreich, kenntnißvoll, und, wenn auch Verschwender und Leichtfuß, im Ganzen hinsichtlich seines Kopfes und Herzens weit mehr werth, als der größte Theil seiner Gefährten.

Ueber Herrn von Lansac haben wir nichts zu sagen.

Die Pendule des Solons zeigte, wie wir schon bemerkten, in wenigen Minuten auf zwölf Uhr, und das Frühstück hatte bereits um elf Uhr beginnen sollen.

Die sieben jungen Männer, welche zu ihrem Zeitvertreib Madeira tranken und Cigarren rauchten, waren daher auf die Ausbleibenden sehr unwillig.

„Das ist unbegreiflich!" sagte Einer.

„Weßhalb mögen sie so lange zögern?" fragte ein Anderer.

„Sollte man es denken, daß Albert und Philippe, zwei

junge Männer, die Lebensart verstehen, so gegen alle Gesetze des Anstandes sündigen könnten?"

„Weißt Du auch gewiß, daß Sie eingeladen sind, Raphael?"

„So wahr ich lebe!" rief der Vicomte aus, „ich habe gestern Morgen an sie geschrieben, und hier sind die Antworten, welche mir mein Neger Acajou überbracht hat."

„Dann begreife ich nicht."

„Es schlägt zwölf Uhr! ich habe einen wüthenden Hunger!"

„Und ich erst!"

„Ich könnte achtzig Dutzend Austern verspeisen, nur um erst in Zug zu kommen."

„Hören Sie, meine Herren!" rief Einer der Gäste.

„Nun?"

„Wir sind unter Freunden, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel!"

„Nun, unter Freunden legt man sich keinen Zwang an und beachtet das Ceremoniel nicht in seiner ganzen Strenge. — Wenn wir uns nun zur Tafel setzten, ohne die wortbrüchigen Gefährten länger zu erwarten? Was meinst Du, Raphael?

„Meine Herren," antwortete der Herr vom Hause, „ich würde nicht ein Mal, sondern zehn Mal Ihrer Meinung sein, wenn es sich nur um die Herren Philippe und Albert handelte; aber der Baron von Maubert fehlt ebenfalls noch, und wenn mir auch sein Ausbleiben unbegreiflich ist, so würde mich doch nichts in der Welt vermögen, mich zur Tafel zu setzen, bevor er gekommen ist."

„Ach! man ist dem Baron allerdings jede Rücksicht schuldig! er ist ein prächtiger Mann, ein sehr vornehmer Herr, ein gutes

Herz, gefällig über alle Maßen und hat stets fünfundzwanzig Louisd'or bei sich, um auszuhelfen!" bemerkte ein Gast, der junge Graf von Salluces.

„Es freut mich, daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen", sagte der Vicomte lächelnd.

„Man ist in Bezug auf ihn nur einer Ansicht", antwortete der junge Mann, welcher vorhin gesprochen hatte; „da es also der Baron ist, den man erwartet, so warten wir ohne Murren, nur wird Raphael die Güte haben, uns ein Wenig Kuchen reichen zu lassen. — Wir werden unsern Magen beruhigen, indem wir den Kuchen in den Madeira tauchen, welcher vorzüglich ist."

Raphael wollte eben klingeln, als die Thür des Solons sich öffnete.

Acajou, ein prächtiger Neger aus Nubien, mit gepuderten Haarenund reich galonirtem Rock, erschien auf der Schwelle und schrie mit seiner Kehlstimme:

„Herr Philippe von Lansac!"

„Endlich Einer! Das ist ein Glück!" riefen zu gleicher Zeit zwei oder drei junge Männer und eilten dem Eintretenden entgegen.

Aber sie wichen schnell erstaunt und fast schaudernd zurück.

Herr von Lansac, ein großer Mann von sechs und zwanzig Jahren, sehr verliebt in seine Person und berühmt durch die äußerste Gesuchtheit seiner Toilette, bot in diesem Augenblicke das vollkommenste Bild der überraschendsten Unordnung in seiner Kleidung und seinem Gange dar.

Er war bleich, wie ein Leichentuch.

Ein Schoß seines Ueberrocks hing abgerissen über die hell-

farbigen und mit Blut befleckten Beinkleider hinab, so wie auch Manschetten und Vorhemd zerrissen waren.

Von heftigster Aufregung ergriffen, sank er in einen Armstuhl und vermochte anfangs kein Wort auf die zahlreichen Fragen, welche an ihn gerichtet wurden, zu antworten.

„Was giebt es?"

„Woher kommst Du?"

„Was ist Dir widerfahren?"

„Woher das Blut?"

„Bist Du verwundet?"

Diese Fragen durchkreuzten sich und wurden zu gleicher Zeit laut.

Endlich erhob Herr von Lansac das Haupt und sagte mit schwacher Stimme:

„Es ist schrecklich! schrecklich! schrecklich!"

„Nun, was denn? was denn?"

„Was ich gesehen habe, was vorgekommen ist, meine Freunde —"

„Ein Unglück?" fragte Raphael.

„Ein schreckliches Unglück!"

„Welches Dich betrifft?"

„Mich persönlich nicht, aber uns Alle. Ihr erwartetet mich, nicht wahr? und mit mir Albert von Prie? — Albert wird nicht kommen, er ist seit einer Stunde todt!"

„Todt!!!"

„Sein Blut ist es, das meine Hände und meine Kleidung befleckt.

„Ein Meuchelmord?"

„Nein, ein Duell."

„Mit wem und weßwegen?“

„Ich werde Euch Alles erzählen, aber erlaubt mir, daß ich mich erst einen Augenblick erhole und die Ankunft des zweiten Zeugen unseres armen Freundes abwarte.“

„Seines zweiten Zeugen?“

„Des Barons von Maubert: Er ist nach der Rückkehr von Vincennes erst nach Hause gefahren, um seine Kleidung zu wechseln; in fünf Minuten wird er hier sein. Führe mich in Dein Zimmer, Raphael; ich möchte mich erst reinigen und von Dir ein Hemd und Beinkleider borgen, da ich in diesem Zustande nicht bleiben kann.“

„Komm mit mir,“ sagte der Vicomte.

In dem Augenblicke, als der Hausherr und sein Gast mit einander gegangen waren, öffnete sich die Thür des Salons von Neuem, und Herr von Maubert wurde durch Acajou angemeldet.

Die Züge des Barons waren ruhig, fast lächelnd, und man vermochte an seiner Toilette nicht den mindesten Tadel zu entdecken.

„Philippe von Lansac ist ohne Zweifel schon angekommen?“ fragte er, nachdem er die an ihn gerichteten Begrüßungen erwidert hatte.

„Ja,“ antwortete Einer, „er ist in Raphaels Zimmer.

„Dann wissen Sie die traurige Neuigkeit bereits, welche wir mitbringen?“

„Wir kennen den beklagenswerthen Tod des armen Albert, wissen aber den Hergang noch nicht, und wenn Sie, Herr Baron —“

„Ich überlasse Herrn Philippe von Lansac diese schmerz-

liche Aufgabe," unterbrach ihn der Baron; „er war näher mit Herrn von Prie befreundet, als ich, und ihm kommt es daher zu, die Leichenrede des Verstorbenen zu halten."

In der Art und Weise, wie diese Worte ausgesprochen, wurden, lag eine gewisse Ironie, die jedoch so trefflich verschleiert und überdieß bei dieser Gelegenheit so unwahrscheinlich war, daß sie nicht bemerkt wurde.

Der Baron nahm eine Cigarre, zündete sie an, und es herrschte nun in dem Salon bis zu der Rückkehr Raphaels und Philippe's fast allgemeines Schweigen.

Der Vicomte drückte mit Herzlichkeit die Hand seines Gönners, näherte sich dann dem Kamine und klingelte.

Acajou erschien.

Der Vicomte gab ihm ein Zeichen, auf welches der Bediente mit einer bejahenden Verbeugung antwortete.

„Meine Herren," sagte Raphael, „wenn Sie sich gefälligst in den Speisesaal begeben wollen? Das Frühstück ist bereit."

Einen Augenblick später saßen die neun Gäste um die reich beladene Tafel.

Nur ein Platz war leer, und die Blicke wandten sich unwillkürlich nach dem Gedecke, welches für einen Gast hingestellt war, der, am Morgen noch voll Leben und Hoffnung, jetzt schon den ewigen Schlaf schlief.

Das Mahl begann unter diesem wehmüthigen Eindruck.

Prolog eines Drama's.

Wir fühlen das Bedürfniß, zum Voraus und ganz kurz unsere Ansichten zu erklären, bevor wir das gegenwärtige Kapitel beginnen.

Diese vorgängige Erklärung ist unerläßlich, denn ohne sie könnte man unsere Absichten leicht mißverstehen oder geflissentlich falsch deuten.

Einige Freunde, die wohlwollende und verständige Richter sind, haben uns mehr als ein Mal vorgeworfen, daß wir in einen offenbaren Widerspruch mit uns selbst träten, indem wir in den sogenannten reactionären Zeitungen die Sache der Aristokratie mit Wärme vertheidigten, und dagegen in unsern Büchern oft dieselbe Aristokratie angriffen.

Eine solche Anklage ist eine irrige.

Ja, wir werden stets jenen kraftvollen und hochsinnigen Adel vertheidigen, welcher seit Jahrhunderten seinem Lande, seinem Könige und seinem Gott treu, und mit gutem Rechte auf sein ruhmvolles Banner, seine unverletzte Ehre, sein unbeflecktes Wappenschild stolz gewesen ist.

Dagegen werden wir stets die Feinde jener entarteten, müßiggängerischen und verdorbenen Edelinge sein, welche, so hoch sie auch stehen mögen, doch ohne Talente und Kenntnisse, zu Allem

unnütz und sich selbst zur Last sind, die man höchstens zu erträglichen Stallknechten gebrauchen könnte, die einen lächerlichen Stolz auf die schönen Namen besitzen, welche sie nicht zu führen verstehen, es für eine große Ehre halten, in den ruhmlosen Gefahren aller Steeple-Chases die Rippen zu brechen, bis zum Uebermaß eingebildet darauf sind, die Liebhaber irgend einer magern Tänzerinn zu sein, deren eklige Gunstbezeugungen sie mit Rabatt erkaufen, die endlich, aber auf niedrige und gemeine Art, die Laster und Lächerlichkeiten unserer Vorfahren zu den Zeiten der Regentschaft nachäffen.

Für solche Edelleute, und flösse in ihren Adern das reinste Blut von Frankreich, können wir nur Verachtung und Abscheu haben, wir können sie nur für die gefährlichsten Feinde der wahren Aristokratie halten, denn sie ziehen derselben durch ihr Benehmen Haß und Verachtung zu, und wir schätzen den rechtlichen Handwerker, der durch Arbeit sein Brod verdient, zehn Mal höher, als den entarteten Edelmann ohne Kopf und Herz.

Da wir aber in dem vorhergehenden Kapitel bereits erklärt haben, daß Raphaels Freunde gerade nur dieser entarteten Jugend angehörten, so dürfen unsere demagogischen Gegner das, was wir im Folgenden mittheilen werden, nicht als eine Waffe gegen den Adel im Allgemeinen benutzen. . . . .

. . . .

Es herrschte also, wie wir bereits gesagt haben, zu Beginn des Mahles eine gedrückte Stimmung.

Aber Sorglosigkeit und Egoismus waren die Hauptzüge des Charakters aller Gäste, und bald zwangen sie sich, den schmerz-

haften Eindruck von sich abzustreifen, welcher sie verdüsterte.

Nur Herr von Lansac war zu tief ergriffen, als daß er sich eben so schnell hätte erholen können. Er blieb finster und schweigsam.

„Philippe, mein Freund," sagte da Raphael plötzlich, „willst Du uns nicht endlich erzählen, was heute Morgen vorgefallen ist?"

„Ich bin bereit," antwortete der junge Mann.

„Halt!" rief der Baron, „wie mir scheint, ist der Augenblick schlecht gewählt, um eine so düstere Geschichte zu erzählen. Jedes Ding hat seine Zeit! Warum von Blut sprechen, wenn der Champagner perlt? Erst wollen wir frühstücken, weil wir darum bei Tische sind, und wenn wir damit fertig geworden, werden wir noch Zeit genug haben, von den Todten zu sprechen. — Ahmen wir den gewandten Aerzten nach, welche das Schutzmittel reichen, bevor die Krankheit ausgebrochen ist, und bekämpfen wir die künftige Wehmuth durch den Wein von Aï, das untrüglichste und vollkommenste aller Heilmittel!"

Man zollte diesen Gemeinsprüchen einer epikuräischen Philosophie warmen Beifall, und Jeder bemühete sich, den Vorschriften des Herrn von Maubert nachzuleben. Daher gewann das Frühstück bald denselben heitern Charakter, welchen es gehabt haben würde, wenn die Gäste nicht durch den Tod gezehntet gewesen wären.

In dem Maße, wie frische Flaschen aufgetragen wurden, kehrte die Heiterkeit wieder; die anfangs gedämpften Stimmen erlangten bald ihre gewöhnliche Tonart wieder, und ausgelassenes Lachen verband sich mit dem Klingen der zusammen gestoßenen Gläser und dem Knallen der abfliegenden Stöpfel.

Selbst Herr von Lansac ließ sich, ohne es zu bemerken, von dem allgemeinen Frohsinn hinreißen, was um so erklärlicher war, da er, wahrscheinlich um sich zu betäuben, mehr trank, als alle Andern, und sein Glas nicht einen Augenblick leer ließ.

Nach einer Stunde waren alle Gäste (bis auf den Baron, der gegen den Wein fest zu sein schien) in jenen Zustand eines halben Rausches übergegangen, der bei wahren Lebemännern selten in eine vollkommene und verthierende Trunkenheit ausartet.

Indeß begannen doch Einige, kein besonders vollkommenes Bewußtsein ihrer Worte und Handlungen zu haben, denn Einer hob sogar sein Glas und leerte es in einem Zuge, nachdem er geschrieen hatte:

„Der Todte soll leben!"

Alle wiederholten lachend den schrecklichen Toast und schrieen ebenfalls:

„Der Todte soll leben!"

Diese Worte erinnerten Philippe von Lansac an das Vorgefallene, er erhob sich, aber nicht ohne Mühe und stammelte:

„Ich werde Euch die Geschichte erzählen. Nicht wahr, Herr Baron, der Augenblick ist passend gewählt?"

„Erzählen Sie, wenn Sie wollen," antwortete Herr von Maubert, „man wird doch nicht auf Sie hören!"

Philippe setzte sich nieder, hielt eine seiner Hände vor seine Augen und schien seine verworrenen Gedanken zu sammeln.

Ohne Zweifel führte ihm diese Bemühung plötzlich ein schreckliches Schauspiel vor seine Augen, denn sein Rausch schwand mit einem Male, und als er sein Antlitz wieder erhob

war tiefe Blässe über dasselbe ausgegossen, während es kaum vorher noch purpurn geglüht hatte.

Indeß begann er, ohne nur im Mindesten die höchst mittelmäßige Aufmerksamkeit zu berücksichtigen, welche ihm von Seiten seiner Zuhörer geschenkt wurde.

„Ich war gestern Abend zu Hause geblieben, denn ich hatte Kopfschmerzen und wollte mich daher früh niederlegen. Es hatte zehn Uhr geschlagen. Da hörte ich plötzlich an meiner Vorderthür mit ungewöhnlicher Heftigkeit klingeln. Mein Bediente eilte hinaus, um zu öffnen, und gleich darauf stürzte Albert athemlos und mit verwirrten Haaren in mein Zimmer.

„„Was gibt es?“ rief ich ihm entgegen.

„„Hast Du funfzigtausend Franken?“ fragte er mich schnell.

„„Nein!“

„„Kannst Du mir das Geld anschaffen?“

„„Bis wann?“

„„Binnen einer Stunde,“ antwortete er mir, indem er nach der Uhr sah.

„„Du bist ein Narr! In acht Tagen würde ich eine solche Summe nicht auftreiben können!“

„„Also ist es Dir unmöglich?“

„„Ja.“

„„Durchaus unmöglich?“

„„Ja.“

„Er sah abermals nach der Uhr, reichte mir die Hand und sagte:“

„„In einer Stunde werde ich todt sein!“

„Damit schritt er nach der Thür. Ich eilte ihm nach, indem ich ihn fragte:

„„Wohin gehst Du?“

„Er antwortete mir nicht.

„„Erlaube mir, daß ich Dir folge!“ bat ich ihn.

„„Komm, wenn Du willst,“ sagte er.

„Ich beeilte mich, meinen Schlafrock gegen einen Ueberrock zu vertauschen und ging mit ihm.

„Eine Kutsche hielt vor der Thür. Er stieg in diese Kutsche, und ich mit ihm. Wegen der Dunkelheit sah ich nur undeutlich eine weiße Gestalt, welche in einer Ecke der Kutsche saß. Zu derselben Zeit fragte eine weibliche Stimme, eine durch Weinen gebrochene Stimme:

„„Nun?“

„„Nichts,“ antwortete Albert, und wiederholte dann noch zwei Mal: „Nichts! nichts!“

„Dann neigte er sich aus dem Wagen und rief dem Kutscher Deine Adresse zu, Raphael.

„„Meine Adresse?“ fragte der Vicomte.

„„Ja.“

„„Und Ihr kamt hierher?“

„„Allerdings,“

„„Ich war aber nicht zu Hause.“

„„Das weiß ich. Wir fuhren dann zu Herrn von Maubert und zu Ihnen Allen, meine Herren, zu Ihnen Allen —“

„„Weßhalb?“ fragte Einer der jungen Männer.

„„Um funfzigtausend Franken zu suchen.““

Ein lautes Gelächter folgte auf diese Worte.

„Sie lachen!“ rief Philippe zornig aus, „Sie lachen, und

dennoch kann ich Sie versichern, daß nichts Lächerliches an der Sache ist!"

„Kümmern Sie sich nicht um die Leute und fahren Sie fort," ermahnte der Baron.

Philippe fuhr fort:

„Ungeachtet der äußersten Schnelligkeit, mit welcher wir fuhren, hatten diese vergeblichen Bemühungen ziemlich viel Zeit hinweggenommen, und als wir durch die Rue Grange Batelière fuhren, schlug es auf der Mairie des zweiten Arrondissements Elf Uhr.

„Da stieß die Frau, welche uns begleitete und während der ganzen Fahrt nicht aufgehört hatte, zu weinen, einen durchdringenden Schrei aus.

„Albert saß neben mir. Ich fühlte, wie er an allen Gliedern zitterte. Er neigte sich abermals aus der Kutsche und rief:

„„Rue Guénégaud, Nro. 16; aber in vollem Galopp, und sollte das Pferd stürzen! ich werde es bezahlen!"

„Die Kutsche fuhr mit einer unglaublichen Schnelligkeit davon. In dem Augenblicke, als wir in scharfem Trabe über den Pont Neuf fuhren, rannte mich Albert unversehens mit dem Ellbogen an, und ich hörte, daß er Pistolen spannte.

„„Was willst Du denn thun?" fragte ich ihn mit leiser Stimme.

„„Frage mich nicht," anwortete er mir, „Du wirst es sehen."

„Zwei Minuten später hielt die Kutsche an. Wir hatten das Ziel erreicht. Albert sprang auf das Pflaster, ohne sich

des Wagentrittes zu bedienen. Ich folgte ihm. Wir standen vor der Thorfahrt eines hohen und düstern Gebäudes. Das Schluchzen unserer Gefährtinn wurde noch heftiger"

Ein Drama.

Die Erzählung des Herrn von Lansac hatte einen so wunderlichen und anziehenden Charakter, daß Raphaels Gäste ungeachtet ihrer steigenden Trunkenheit doch endlich dem Erzählenden die ganze Aufmerksamkeit geschenkt hatten, deren sie in diesem Augenblick fähig waren. Es war das allerdings eine mehr mechanische, als verständige Aufmerksamkeit, aber sie hörten doch zu, und das war schon viel, wenn man die Anzahl der leeren Flaschen in Erwägung zog.

Philippe fuhr fort.

„Albert von Prie ergriff mit krampfhafter Bewegung den schweren eisernen Hammer des Thorweges. Aber noch hatte er den Hammer nicht wieder fallen gelassen, als sich die Thür plötzlich öffnete, und wir uns einer dritten Person gegenüber sahen, die ich bei dem Scheine der uns erleuchtenden Laterne erkannte.

„Sie Alle, meine Herren, kennen diese Person: es war der Banquier William Stackpland —"

„Der die schöne Frau hat?" unterbrach ihn Raphael.

„Ja," antwortete Philippe; „so schön daß man ihr den Namen der schönen Engländerinn gegeben hatte!"

Dann fuhr er fort:

„Die Züge des Banquiers waren eben so verstört, wie

Alberts Züge, und als er uns erblickte, sprang er so schnell zurück, als hätte sich eine giftige Schlange vor ihm aufgerichtet.

„Diese erste Regung, welche einem Schrecken glich, dauerte indeß nur eine Secunde, und die Reaction war eine schreckliche.

„Das bleiche Antlitz des Herren Stackpland wurde plötzlich feuerroth, seine Augen schossen glühende Blitze, er trat wieder einen Schritt vor, und stürzte sich mit einer solchen Heftigkeit gegen Albert, daß ich keine Zeit hatte, zwischen Beide zu treten. Der Banquier ohrfeigte Albert links und rechts, indem er ihm zuschrie:

„„Ha! Elender! Elender!“

„Der Schrecken lähmte meine Arme.

„Ich hörte, wie Albert mit den Zähnen knirschte. Aber er sagte kein Wort, sondern ergriff eine der Pistolen, welche er bei sich hatte, und richtete sie nach der Stirn des Banquiers.

„Unwillkürlich schloß ich die Augen; da ich aber den erwarteten Knall nicht hörte, so öffnete ich sie sogleich wieder.

„Herr Stackpland hatte die Arme über der Brust gekreuzt und sagte mit zischendem Lachen, dessen unheimlichen Ausdruck ich nie vergessen werde:

„„Meucheln Sie mich, mein Herr; diese letzte That wird Ihr Werk würdig krönen!“

„Zu meinem großen Staunen ließ Albert die Waffe sinken und antwortete mit dumpfer Stimme:

„„Sie haben Recht! Nicht auf solche Weise müssen wir

enden. Wann werden wir uns wiedersehen, mein Herr?"

„„Morgen"

„„Wo?"

„„In Vincennes."

„„Um welche Stunde?"

„„Um acht Uhr Morgens."

„„Ihre Waffe?"

„„Pistolen."

„Nachdem noch einige Worte gewechselt waren, entfernte sich Herr Stackpland mit schnellen, aber unregelmäßigen Schritten.

„Als er an dem entgegengesetzten Ende der Straße verschwunden war, kehrte Albert nach dem Wagen zurück.

„Er warf einen Blick in das Innere desselben, kehrten dann zu mir zurück und sagte halblaut:

„„Sie ist ohnmächtig! Nun, im Grunde ist es so am besten, denn während der Ohnmacht hat sie kein Bewußtsein ihrer Leiden!"

„Der Thorweg war offen geblieben. Albert trat ein und ich folgte ihm. Plötzlich blieb er stehen, wandte sich gegen mich und sagte zu mir:

„„Philippe, ich bitte Dich, folge mir nicht."

„„Warum nicht?" fragte ich.

„„Weil ich allein die Verantwortung für das haben will, was ich thun werde!"

„„Was willst Du thun?" fragte ich; „mein Gott! was gibt es denn?"

„„Ich will eine jener Handlungen höchster Gerechtigkeit

vollziehen, die ein Jeder begreifen und verzeihen muß, welche aber von den Gesetzen als Verbrechen verpönt werden!"

„„Ein Verbrechen!"

„„Ja, ich will einen Mann ermorden! Aber nein, ich irre mich, ich will einer Schlange den Kopf zertreten."

„Ich wollte sprechen.

„Albert ließ mir keine Zeit dazu.

„„Nur keine Einreden," sagte er zu mir, „keine Worte, denn sie würden unnütz sein; nur das Eine wiederhole ich Dir: bleib hier!"

„„Ich werde Dir allenthalben hin folgen!" antwortete ich ihm.

„„Da Du es willst, so komm!"

„Albert ging weiter, ohne noch ein Wort zu sagen. In dem Augenblicke, als wir vor der Loge des Portiers vorübergingen, hinter deren Fenstern ein mattes Licht brannte, rief uns eine heisere und schlaftrunkene Stimme zu:

„„Wohin wollen Sie, meine Herren?"

„„Zu Jacob Ismael," antwortete mein Gefährte.

„Ich bemerkte, daß seine Stimme zitterte, als er diese Worte sprach.

„„Ist nicht zu Hause," antwortete das heisere Organ.

„„Wohl zu Hause!" erwiderte Albert, „denn wir sind eben erst auf der Straße Einem begegnet, der bei ihm gewesen ist."

„„Verdammt! Könnte doch sein! Steigen Sie hinauf, im vierten Stock, die Thür rechts, Sie wissen ja —"

„Albert, der die Gelegenheit kannte, fand nach einigem Tasten einen Klingelzug, gab ihn mir in die Hand und sagte:

„„Klingle, aber anfangs nur schwach; ich würde gleich Sturm läuten.“

„Ich that, was er von mir verlangt hatte. Niemand kam.

„„Stärker!“ sagte Albert.

„Ich klingelte stärker, aber immer ohne Erfolg. Das dauerte etwa fünf Minuten. Albert ging mit großen Schritten auf der Vorflur hin und wieder und schlug sich von Zeit zu Zeit vor Stirn und Brust. Bisweilen blieb er stehen und lauschte, weil er glaubte, daß er im Innern ein Geräusch vernehme. Aber Alles blieb still. Endlich wurde es ihm unmöglich, seine Ungeduld und seinen Zorn länger zu beherrschen, er entriß mir den Klingelzug und zog ihn auf so heftige Weise, daß er ihm in den Händen blieb. Dann stürzte er sich mit einer Art von Wahnsinn gegen die Thür, indem er dieselbe mit Füßen und Fäusten zu erschüttern suchte. Bei jedem Stoße gab die Thür einen hellen und metallischen Klang von sich. Offenbar war sie mit Eisen beschlagen und keine Hoffnung vorhanden, sie einzurennen. Ungeachtet dieser Gewißheit, ging Albert immer heftiger gegen sie los.

„Ein solcher Lärm um eine so späte Stunde und in einem so friedlichen Hause mußte Aufsehen erregen.

„Es wurde in den andern Wohnungen des Hauses lebendig.

„An den Fenstern eines jeden Stocks erschienen bestürzte Gesichter, neugierige, mit Nachthauben bedeckte Köpfe.

„„Feuer!“ schrie man.

„„Diebe!“

„„Mörder!“

„„Die Wache herbei!"

„Albert schien nichts zu hören, sondern fuhr fort zu pochen, indem er unablässig schrie:

„„Der Ehrlose! der Ehrlose! er versteckt sich."

„Die Lage wurde eine kritische. Das Geschrei: „Wache herbei! Mörder!" wurde immer lauter; in jeder Minute konnten wir verhaftet werden. Ich zog Albert, er mochte wollen oder nicht, mit mir fort und zwang ihn, die Treppe mit mir hinabzueilen, wobei wir noch einige alte Frauen niederrannten, die uns den Weg zu vertreten suchten. Im nächsten Augenblick waren wir auf der Straße. Albert näherte sich dem Wagen. Die Thür desselben war offen, und der Kutscher, welcher seinen Sitz verlassen hatte, kam meinem Gefährten entgegen, um zu ihm zu sagen:

„„Mein Herr! die Dame ist nicht mehr da."

„„Wo ist sie denn?" fragte Albert zitternd.

„„Dort unten, dort unten am Ende der Straße sieht man sie noch. Sie wollte durchaus nicht in dem Wagen bleiben. Sehen Sie, wie sie läuft!"

Man erblickte in der That noch in der Ferne eine weiße Gestalt, welche schnell weiter lief.

„„O! mein Gott!" rief mein Freund aus, „die Unglückliche! wohin läuft sie! Ich zittere! Komm, Philippe, laß uns laufen!"

„Wir verfolgten die Fliehende. Allein sie hatte einen ungemeinen Vorsprung. Als wir das Ende der Straße erreichten, war sie bereits an der Brustwehr des Flusses.

„„Fanny! Fanny!" rief Albert mit keuchender Stimme; „hier bin ich! „Warte! warte doch!"

„Die junge Dame hörte ohne Zweifel diese Worte, denn sie schien zu zögern und blickte nach uns zurück. Aber ach! sie zögerte nicht lange. Mit einem Schwunge war sie auf der Brustwehr, und bis zu unsern Ohren tönte der dumpfe Schall, welcher durch den Fall eines schweren Körpers in die Wogen hervorgebracht wurde. . . . .

. . . .

„Als wir ebenfalls an der Brustwehr des Flusses angelangt waren und uns über dieselbe hinausneigten, sahen wir wohl das wilde Stürmen der vom Regen angeschwollenen lehmigen Fluthen, aber die Unglückliche war verschwunden.

„Tiefes Dunkel herrschte um uns her und kein Anzeichen deutete auf die Stelle, wo das unglückliche Weib von der Tiefe verschlungen war.

„Ein verzweiflungsvolles Stöhnen entwand sich Alberts Brust. Er wollte ihr nach. Aber ich hatte sein unseliges Vorhaben errathen, umschlang ihn mit meinen Armen und hielt ihn zurück. Ein schrecklicher Kampf entspann sich zwischen uns. Halb verstandeslos und wüthend über meinen Widerstand, schlug er mich, um mich zu zwingen, daß ich ihn fahren lasse. Ich klammerte mich an ihn und gab ihm Schlag für Schlag zurück, um seine Kräfte aufzureiben. Aber die Ueberreizung der Nerven hatte seine Kräfte verdoppelt. Ich war nahe daran, besiegt zu werden, und nur noch die Ueberredung zu versuchen blieb mir übrig.

„„Du willst sterben!" rief ich ihm zu, „und denkst nicht daran, daß Dein Leben nicht mehr Dir gehört, weil Du Dich morgen schlagen willst."

„Diese Worte brachten eine zauberische Wirkung auf ihn hervor.

„Albert hörte auf, sich zu wehren. Eine vollkommene Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner und gebrochen durch die physischen und moralischen Aufregungen, welche gegen ihn eingewirkt hatten, ward er in meinen Armen ohnmächtig.

„Ich trug ihn nach dem Wagen und gab dem Kutscher Befehl, uns sogleich nach meiner Wohnung zu fahren.“

... Albert hörte auf, sich zu wehren. Eine vollkommene Widerstandslosigkeit bemächtigte sich seiner und gebrochen durch die physischen und moralischen Aufregungen, welche gegen ihn eingewirkt hatten, ward er in meinen Armen ohnmächtig.

„Ich trug ihn nach dem Wagen und gab dem Kutscher Befehl, uns sogleich nach meiner Wohnung zu fahren."

Fortsetzung.

„Also dergleichen Dinge gehen in Paris vor im Jahre der Gnade 1825 und zu der wenig feierlichen Stunde, in welcher die Abendessen des Rochers de Cancale beginnen," rief Raphael „Bei Gott! nun sage Niemand mehr, daß die Melodramen der Herrn Victor Ducange und Guilbert de Pixérécourt unwahrscheinlich sind! Die Erzählung Philippes überbietet sie bei Weitem, und diese Erzählung ist unglücklicher Weise eine furchtbare Wahrheit!"

„Wie Sie sagen, unglücklicher Weise eine furchtbare Wahrheit!" wiederholte der Baron.

„Wer ist denn aber jener Jacob Ismael," fragte Raphael weiter, „welchen der arme Raphael durchaus ermorden wollte? und wer ist die geheimnißvolle Frau, welche sich in die Seine gestürzt hat?"

„Geduld!" antwortete Philippe, der seine Schlaglichter schonte, „wir werden das sogleich erfahren.

„Jetzt setze ich meine Erzählung fort:

„Mit Hilfe des Kutschers und meines Bedienten trug ich den noch immer ohnmächtigen Albert auf mein Zimmer und legte ihn vollkommen angekleidet auf ein Bett. Ich rieb seine Schläfe mit Weinessig und ließ ihn an ein Flacon mit Riech-

salz riechen, welches die hübsche kleine Marquise von Langeron Tags vorher bei mir vergessen hatte. Nach einigen Augenblicken kündete mir ein tiefer Seufzer an, daß Albert in das Leben zurückkehre.

„Er öffnete die Augen, richtete sich auf seinem Sitze empor und warf unstäte, gleichsam verwirrte Blicke um sich. Sehr schnell kehrte indeß das Gedächtniß wieder, und eine nervöse Krisis würde nicht gezögert haben, eine zweite Ohnmacht herbeizuführen, wenn nicht in diesem Augenblicke Ströme von Thränen hervorgebrochen wären und den armen Jungen erleichtert hätten."

„Thränen!" rief Einer der Gäste, nämlich der Graf Hektor von Salluces.

„Allerdings!"

„Geh mir, mein Lieber, Du schmückst Deine Erzählung romanhaft aus."

„Wie kommst Du zu dieser Behauptung?"

„Weil ein Mann nicht weinen kann und darf, so werde ich zu Alberts Ehre mordicus behaupten, daß Du uns Bären aufbindest."

„Du vermagst also nicht zu begreifen, daß ein Mann weinen kann?"

„Nein."

„Und nichts würde Dich veranlassen, Thränen zu vergießen?"

„Nein, drei Mal nein!"

„Auch der Tod Deines Vaters würde Deine Augen trocken lassen?"

„Tausend Element! Wenn mein Alter selig verschiede, so bekäme ich achtzigtausend Livres Rente, das heißt achtzigtausend treffliche Trostgründe, um einen kleinen Kummer zu vergessen."

„Du würdest auch deinen Bruder nicht beweinen?"

„Gewiß nicht! Bedenke doch, daß mein Bruder, wenn er so vernünftig wäre, zu sterben, mich zum einzigen Sohn machte!"

„Und Deine Geliebte?"

„Was Du da für eine alberne Frage thust! Bedauert man etwa eine Geliebte? Man bedient sich ihrer als eines Werkzeugs zur Freude, aber sie lieben, das kann nur ein Schwachkopf!"

„Salluces hat Recht," sagte Herr von Maubert ernst, indem er sich in den Streit mischte. „Wozu dienen auch die Thränen? Können Sie uns das wieder geben, was wir verloren haben? Nein. Folglich ist es eine Albernheit, zu weinen, und Alberts Thränen sind nach meiner Ansicht der Beweis eines schwachen Charakters."

„Meinetwegen," nahm Philippe wieder das Wort, „nehmen Sie die Sache, wie Sie wollen, und ziehen Sie aus Alberts Thränen alle Schlüsse, welche Sie wollen. Ich bin Historiker und erzähle, was ich gesehen habe.

„Ich wiederhole also: Albert weinte und weinte lange. Als er endlich ein Wenig beruhigt war, richtete ich zahlreiche Fragen an ihn, und seine Antworten erklärten mir Alles, was seit zwei Stunden vor meinen Augen vorgegangen war.

„Zunächst muß ich Ihnen mittheilen, daß Albert der Liebhaber der Madame Stackpland war."

„Bah!" riefen zwei oder drei junge Männer zu gleicher Zeit aus.

„Mein Gott, ja. Sie ahnten nichts davon, und ich eben so wenig, denn der arme Albert hatte die beklagenswerthe Manie, daß er seine Geliebten nicht bloßstellen wollte."

„Das ist wahr; die Verschwiegenheit war einer seiner Fehler!"

„Ein ganz alberner Fehler!" sagte Salluces. „Ich bitte Sie, meine Herren, warum soll man sich die Mühe geben, den Buhldirnen der vornehmen Welt den Hof zu machen, wenn nicht, um sich hinterher seiner Eroberungen rühmen zu können?"

„Salluces hat Recht!" rief ein anderer Gast; „gewisse Frauen müssen dasselbe für uns sein, was Luxuspferde, die wir furchtbar theuer bezahlen. — Wenn wir sie nicht sehen lassen wollten, könnten wir eben so gut alte Klepper in unsere Ställe bringen."

„Was mich betrifft," fuhr Salluces fort, „so ist mir, den Punkt der Eigenliebe und der Parade ausgenommen, eine Freudendirne lieber, als eine Herzoginn."

„Albert war Ihrer Meinung nicht, meine Herren," fuhr Philippe fort, „und ich muß ihm beipflichten, denn Jeder muß hinieden die Freude ergreifen, wo er sie findet. Er fand seine Freude darin, Madame Stackpland in's Geheim anzubeten, und ihre zärtliche Liebe dauerte schon ein Jahr, als der schreckliche Ausgang eintrat, welchen ich Ihnen erzählte.

„Sie wissen so gut, wie ich, daß die sogenannten anständigen Frauen, welche nichts kosten, mehr kosten, als andere, weil sie das Recht haben, von ihren Liebhabern einen großen Aufwand in der äußern Erscheinung zu verlangen.

„Albert hatte sein Vermögen bereits zu sieben Achttheilen verzehrt und konnte sein großes Haus nicht lange mehr fortführen. Er machte Schulden, und irgend Jemand hatte den unglücklichen Gedanken, ihn an den Wucherjuden Jacob Ismael zu weisen, der sich gefällig zeigte und ihm gegen seine mittel-

mäßige Unterschrift eine gewisse Anzahl sehr guter Bankbillets übergab.

„Alles wäre daher zum Besten gegangen, und kein Wölkchen hätte vielleicht je den rosenfarbenen Horizont der beiden Liebenden getrübt, hätte nicht Mistreß Stackpland, wie übrigens fast alle Frauen, eine wahre Wuth des Briefschreibens besessen.

„Nicht zufrieden mit den zärtlichen Worten und süßen Gefühlen, welche sie im vertrauten Selbander an Albert verschwenden konnte, schrieb sie ihm auch alle Arten reizender kleiner Briefchen, denen die ausdrückliche Empfehlung beigefügt war, sie sofort zu verbrennen, eine Empfehlung, welche unser kluger und weiser Freund übrigens nicht befolgte.

„Die kostbaren Autographa seiner innig Geliebten wurden sorgfältig von ihm gesammelt und in einer Brieftasche verwahrt, die er nie von sich legte. Aus diesem Umstande entsprang alles Böse, und mich schaudert, wenn ich an die höllische List denke, deren Opfer Albert wurde.

„Unser armer Freund gab, was Sie Alle eben so gut wissen, wie ich, sein Geld aus, ohne zu rechnen, und so kam denn bald der Tag, an welchem sich der Geldmangel von Neuem fühlbar machte. Albert wandte sich zum zweiten Male an Jacob Ismael.

„Das war vorgestern.

„Ismael willigte ein, ihm die verlangte Summe zu borgen, stellte aber die conditio sine qua non, daß Albert ihn noch an demselben Abende bei den Frères-Provençaux bewirthe.

„Mit einem Wucherer zu Abend speisen ist eine wenig er-

freuliche Sache, aber ein altes Sprichwort sagt: „Noth kennt kein Gebot," und Albert nahm die Bedingung an.

„Was ging bei diesem Mahle vor? Albert hat es mir nicht zu sagen vermocht, denn kaum hatte er zwei oder drei Gläser Wein getrunken, als sich seiner eine so schnelle, wie unbegreifliche Trunkenheit bemächtigte, auf welche bald ein schwerer und tiefer Schlaf folgte.

„Als er wieder erwachte, war die Brieftasche, welche die Briefe der Mistreß Stackpland enthielt, nicht mehr in seiner Tasche.

„Keiner von diesen Briefen war unterzeichnet, und der Gedanke an einen Diebstahl konnte in seinem Geiste nicht auftauchen, daher empfand er auch nur Kummer und Mißmuth, keineswegs aber eine peinliche Unruhe.

„Indeß eilte er zu dem Juden. Man antwortete ihm, daß man den Juden nicht wieder gesehen habe.

„Albert kehrte in seine Wohnung zurück und legte sich zu Bett.

„Am folgenden Morgen wurde ihm endlich die furchtbare Wahrheit klar.

„Mistreß Stackpland kam außer sich vor Angst und Verzweiflung zu ihm.

„Sie hatte einen Brief folgenden Inhalts erhalten:

„„Meine Dame!

„„Der Zufall hat Ihren ganzen Briefwechsel mit Herrn Albert von Prie in meine Hände fallen lassen. Der Werth dieser Briefe ist ein ungemeiner, daher ich fest entschlossen bin, dieselben zu meinem Vortheile zu benutzen. Dennoch, meine Dame, werde ich bei dieser Gelegenheit Alles, was in meiner

Macht steht, thun, um mich gegen Sie gefällig zu erweisen. Herr Stackpland würde mir für die achtundzwanzig eigenhändigen Briefe, in deren Besitz ich bin, funfzigtausend Thaler zahlen. Ich werde jedoch Ihnen unter Bedingungen, die für mich weniger vortheilhaft sind, den Vorzug geben. Die Brieftasche und deren Inhalt sollen demnach unter Verschluß an die Person übergeben werden, welche mir in Ihrem Auftrage bis heute Abend um acht Uhr hunderttausend Franken überbringen wird. Da hunderttausend Franken für Sie, die Gattin eines der reichsten Banquiers in Paris, nur ein unbedeutendes Opfer sind, so hoffe ich, daß Sie nicht zögern werden, in mein Anerbieten einzugehen. Sollte ich um acht Uhr die erwähnten hunderttausend Franken nicht haben, so werde ich um halb elf Uhr die Briefe an Herrn Stackpland verkaufen. Es würde überflüssig sein, wollten Sie Unterhandlungen mit mir versuchen, da dieselben zu nichts dienen würden, und habe ich somit die Ehre, meine Dame, mit größter Hochachtung zu sein

Jacob Ismael."

„„Rue Guénégaud Nr. 17.

Ausgang eines Drama's.

„So offenbarte sich denn endlich die Wahrheit," fuhr Philippe fort; „denn es war einleuchtend, daß Jacob Ismael nur darum Albert Geld geborgt hatte, um ihn in eine Falle zu locken, ihm die Briefe seiner Geliebten zu stehlen und mit Hilfe dieser Briefe eine abscheuliche Prellerei auszuführen.

„Mistreß Stackpland hatte alle ihre Juwelen mitgebracht; sie hoffte durch deren Verkauf die nöthige Summe zur Befriedigung des Wucherers zu erlangen.

„Albert befand sich in der schauderhaftesten Lage, in welche das Unglück einen Mann von Herz stürzen kann.

„Die Frau, welche er anbetete, war halb verloren, um seinetwillen, nur um seinetwillen verloren, und er konnte nichts thun, um sie zu retten, nichts, um ihr zu Hilfe zu kommen, denn seine Geldmittel waren erschöpft bis auf zwei oder drei Bankbillets, die er am verwichenen Abende von Jacob erhalten hatte, und auf sein Mobiliarvermögen würde ihm Niemand eine Summe von einiger Wichtigkeit geborgt haben.

„Ueberdieß fehlte es an Zeit.

„Albert nahm die Kleinodien der Mistreß Stackpland und ging, um sie zu verkaufen.

„Wo er jedoch diese Gegenstände vorzeigte, erröthete man

nicht, ihm einen Preis anzubieten, welcher kaum den dritten Theil des wahren Werthes betrug.

„Ein Theil des Tages verging auf solche Weise unter fruchtlosen Bemühungen.

„Endlich, es war bereits gegen Abend, entschied sich ein gewissenhafterer Kaufmann, einen Vortheil von nur hundert Procent zu verlangen, und zahlte fünfundvierzigtausend Franken an Albert.

„Ein Tapezierer gab ihm außerdem zweitausend Franken für seine Meubles, und er hatte nun mit dem von Albert erhaltenen Darlehen im Ganzen funfzigtausend Franken.

„Das war gerade die Hälfte von der unerläßlichen Summe.

„Albert begab sich zu dem Juden, um ihm das anzubieten, was er bereits zusammengebracht hatte und ihn zu bitten, daß er ihm eine kleine Frist für den Rest bewillige.

„Jacob war nicht zu Hause oder, was auf dasselbe hinauslief, wollte sich von Niemandem sprechen lassen. Seine Thür blieb verschlossen.

„Albert kehrte nun zu Madame Stackpland zurück, welche ihn in der Todesqual der Ungewißheit und Verzweiflung erwartete, und setzte dann seine Bemühungen fort.

„Er fuhr zunächst zu Herrn von Maubert, den er nicht zu Hause fand."

„Leider!" unterbrach ihn der Baron, „denn ich würde mich sehr glücklich geschätzt haben, ihn aus seiner Noth zu retten."

„Daran zweifeln wir nicht, mein Herr," antwortete Philippe, indem er sich verneigte, „denn wir Alle kennen seit langer Zeit Ihre wohlwollende Güte!" Dann fuhr er fort:

„Als dieses letzte Rettungstau in seinen Händen zerrissen war, kam er zu mir. — Ich habe Ihnen bereits den schrecklichen Erfolg unsers Besuchs in der Rue Guénégaud erzählt. Es wird nicht nöthig sein, daß ich Ihnen noch mittheile, unter welchen schrecklichen Qualen der Rest der Nacht verfloß. Mit Anbruch des Tages bat mich Albert, zu Herrn von Maubert zu gehen, um ihn zu bitten, daß er als Zeuge dem Zweikampfe beiwohne. Herr von Maubert stellte sich sofort zu unserer Verfügung. Wir fuhren nach Vincennes ab, wo wir Herrn Stackpland bereits antrafen, obschon wir eine Viertelstunde vor der angesetzten Stunde erschienen waren.

„In dem Augenblicke unserer Ankunft kam der Banquier zu uns.

„Er sah ruhig und würdig aus, aber man erkannte an seiner fahlen Blässe, wie sehr er geduldet hatte. Tiefe Runzeln hatten sich während der vorflossenen Nacht in seine Stirn eingegraben, die Tags vorher noch glatt wie Elfenbein gewesen war.

„„Mein Herr!" sagte er, indem er sich an Albert wandte, mit einer ernsten, aber in Folge seiner Aufregung zitternden Stimme, „bevor wir einen Kampf beginnen, der bestimmt für Einen von uns, wenn nicht für uns Beide tödtlich ausfallen wird, gebietet mir mein Gewissen als rechtlicher Mann, noch eine Frage an Sie zu richten."

„„Reden Sie, mein Herr," stammelte Albert.

„Herr Stackpland schien zu zögern, doch gelang es ihm, vollkommen Herr seiner Aufregung zu werden, und er sprach die folgenden Worte:

„„Seit gestern — ist die unglückliche Frau — welche Sie

verführt haben — nicht wieder in mein Haus gekommen — was ist aus ihr geworden, mein Herr?"

„Albert bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und konnte nicht antworten.

„Ich zog Herrn Stackpland einige Schritte mit mir fort und erzählte ihm, was vorgefallen war.

„„Arme Fanny! arme Fanny!" seufzte er, indem er die Augen gen Himmel erhob, nachdem ich meine Erzählung beendet hatte, „Dein Fehltritt war ein großer, aber Deine Strafe war schrecklich! Mag Gott Dir verzeihen, wie ich Dir ebenfalls verzeihe!"

„Nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, fuhr er fort:

„„Ich stehe zu Ihren Befehlen, meine Herren! — Mag Salluces mich immerhin zur Zielscheibe seines Witzes nehmen, ich werde dennoch erklären, daß ich von der großen und edlen Einfachheit dieses Schmerzes tief ergriffen wurde, und daß einige Thränen meine Augen benetzten."

„„Dich verspotten, mein Lieber," unterbrach ihn Salluces in ironischem Tone, „Gott behüte! ich fühle, so gut, wie Du, Mitleid mit dem ehelichen Unglück dieses edlen — Ehemannes!""

Wir glauben das Wort Ehemann statt des Ausdruckes anwenden zu müssen, welchen der junge Mann gebrauchte, obgleich Molière und Paul de Kock (also ein berühmter Dichter und ein beim Volke beliebter Romanschreiber) vor dem Worte, seiner kühnen Härte ungeachtet, nicht zurückgebebt sind. Die Zimperlichkeit, welche wir bei dieser Gelegenheit beweisen, ist

ein Opfer, welches wir dem gerechten Zartgefühle unserer reizenden Leserinnen darbringen.

Philippe schulterte sich.

Raphael reichte ihm die Hand.

Philippe fuhr fort:

„Die Bedingungen des Zweikampfes, welche von den Zeugen des Herrn Stackpland aufgestellt wurden, waren einfach, aber schrecklich.

„Die Pistolen beider Duellanten sollten geladen werden, diese selbst zehn Schritt von einander treten, aber, nachdem einer der Zeugen zum dritten Male in die Hand geschlagen, das Recht haben, nach Belieben zu schießen oder auch näher auf einander loszugehen, um sicherer zu treffen.

„Sie sehen also, daß man neunundneunzig gegen hundert verwetten konnte, der Zweikampf werde für Beide tödtlich ausfallen.

„Die Pistolen wurden vorbereitet und die Gegner auf ihre Plätze gestellt.

„Herrn von Maubert fiel der peinliche Auftrag zu, das Zeichen zu geben.

„Kaum war der dritte Schlag in die Hand erfolgt, als Albert, fast ohne gezielt zu haben, seine Pistole abschoß.

„Herr Stackpland wankte, aber fiel nicht, sondern schritt sogar weiter vor.

„Die Kugel hatte in seine Brust getroffen.

„Albert wartete mit über einander geschlagenen Armen.

„Der Banquier bedeckt von dem Blute, welches aus seiner weiten Wunde strömte, schritt langsam vorwärts, aber kam doch immer näher.

„Als er noch drei Schritte von Albert war, blieb er stehen.

„Offenbar konnte er sich nicht mehr aufrecht erhalten, und seine Kräfte schwanden mit seinem Blute.

„Ich hoffte, daß er fallen würde.

„Aber das geschah nicht.

„Er richtete die Mündung seiner Pistole nach dem Kopfe seines Gegners, der ihn ohne zu zittern anblickte.

„Ein halbes Lächeln spielte um seine bleichen Lippen und er drückte ab, indem er sagte:

„„Fanny, ich räche Dich."

„In demselben Augenblick sank er nieder, und ein Strom schaumigen Blutes quoll aus seinem Munde.

„Er war todt.

„Unser unglücklicher Freund sollte länger leiden.

„Die Kugel hatte seinen Hals von vorn nach hinten durchdrungen und er sank mit Herrn Stackpland zu gleicher Zeit.

„Er vermochte kein Wort zu sprechen, wälzte sich aber unter unerhörten Schmerzen in einem Blutsumpfe, indem er unverständliche und schreckliche Töne hervorstieß.

„Alle seine Glieder wurden von Krämpfen verzogen.

„Ich wollte ihn aufrichten. Er klammerte sich an meine Kleidungsstücke, welche von seinen krampfigen Fingern in Fetzen zerrissen wurden.

„Endlich erstarben seine Klagen allmählig, eine letzte schwache Zuckung bewegte seinen Körper, und er wurde starr.

„Seine Brust hob sich nicht mehr.

„Seine Augen verdrehten sich in ihrer Höhlen.

„Er hatte aufgehört, zu leiden." . . . .

. . . .

Ein Augenblick des Schweigens und der allgemeinen Ergriffenheit folgte auf Philippe's letzte Worte.

Bald aber schauderte sich Herr von Salluces und schüttelte den Kopf, als wollte er das ehrenwerthe Gefühl weit von sich abwerfen, welches ihn für einen Augenblick wider seinen Willen beherrscht hatte. Er rief mit roher, wenngleich, wie wir gestehen müssen, etwas erzwungener Gleichgültigkeit:

„Nun ja, das ist ohne Zweifel eine sehr traurige Geschichte, aber was sollen wir dabei thun? Jedermann hat sich wohl aufgeführt; die Duellanten haben sich wie Männer von Herz benommen, die Zeugen haben ihre Pflicht gethan, und wenn wir auch für vierundzwanzig Stunden Trauer anlegten, so würden doch unsere Thränen und Klagen die Verstorbenen nicht wieder erwecken. Bemerken Sie übrigens, meine Herren, ich bitte Sie darum, daß wir wohl thun werden, unser Mitleid für uns selbst zu sparen. Da wir sämmtlich eifrige Adepten sind, so lautet die Lehre der Fabel für uns: Die Frauen unserer Freunde sind auch unsere Freunde; folglich kann heute, morgen oder übermorgen uns dasselbe widerfahren, was dem armen Albert widerfahren ist. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie ja oder nein, und reden Sie offen!"

„Offenbar hast Du Recht," antworteten einige junge Männer.

„Zum Teufel also mit der Schwermuth! Singen wir lieber im Chor den Refrain, welcher Ihnen Allen bekannt ist:

Und wenn erst todt man ist, la la,
So bleibt man mausetodt, sa sa,
Das hat man längst gewußt, ja ja,
Und weiß es immer noch, ha, ha!

Und nun von andern Dingen! Raphael, mein Freund laß uns Punsch bringen."

Der Vicomte gab Acajou einen Wink, und nach wenigen Augenblicken leckten die bläulichen Flammen des Rum an dem Rande einer gewaltigen silbernen Bowle.

Durch dieses Ableitungsmittel und die neuen Scherze des jungen Grafen von Salluces bekam die Unterhaltung bald wieder eine heitere Wendung.

Man nahm nach einander alle die wichtigen und doch so gleichgiltigen Dinge durch, um welche sich die Unterhaltungen der Welt drehen.

Man sprach von Wettrennen und von der Oper, von Vollblutrossen und von den Tänzerinnen, welche eben am meisten beliebt waren.

Manche Frau wurde dabei bloßgestellt, mancher gute Name verletzt.

Einige verriethen dabei Geist; Andere bemühten sich, Geist zu zeigen.

Kurz, man erlustigte sich sehr, und die unter so traurigen Auspicien begonnene Vereinigung ward bald zu einer wahren Orgie.

Salluces, der sich ausnahmsweise und gegen seine Gewohnheit geschont hatte, nahm den Arm des Herrn von Maubert und zog ihn mit sich in die Nische eines Fensters.

„Baron," sagte er hier zu ihm, „nur zwei Worte."

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte Herr von Maubert.

„Wollen Sie mir einen Dienst leisten?"

„Gern — wenn ich kann."

„Sie können es."

„Worum handelt es sich?“

„Borgen Sie mir etwas Geld, dessen ich sehr bedarf, um zwei prachtvolle Füchse zu kaufen, welche eben zu verkaufen sind, und um Antonia, meiner Tänzerinn, einen Schmuck zu schenken.“

„Ach!“

„Es handelt sich übrigens nur um eine Kleinigkeit.“

„Um eine Kleinigkeit?“

„Ja, fünfhundert Louis.“

„Ach!“ wiederholte Herr von Maubert.

„Nun, mein lieber Baron, können und wollen Sie mir helfen? ja oder nein?“

„Teufel! Sie sezen mich durch Ihre Frage in große Verlegenheit.“

„In wiefern?“

„Wenn ich Ihnen abschlägliche Antwort gebe, so werden Sie den Grund derselben wissen wollen.“

„Jedenfalls.“

„Und meine Antwort wird unangenehm für Sie und für mich sein.“

„Sie schlagen also meine Bitte ab?“

„Leider! ja.“

„Ich erwarte die Erklärung dieses Verfahrens, welches mich, wie ich gestehen muß überrascht.“

„Die Erklärung ist einfach.“

„Nun?“

„Ich habe eben kein baares Geld.“

„Gehen Sie, mein lieber Baron, Sie scherzen. Vor einer Stunde versicherten Sie uns erst, daß Sie gern dem Herrn Albert von Prie zu Hilfe gekommen sein würden.“

„Ganz recht. Da Sie mich aber so hart bedrängen, so muß ich Ihnen wohl die genaue Wahrheit sagen."

„Das erwarte ich, Baron."

„Gut! Wenn ich Albert Geld geliehen hätte, so würde mir dieser dasselbe zurückgezahlt haben, während Sie —"

„Halten Sie mich für einen Betrüger, mein Herr?"

„Nicht im Entferntesten. Nur Zeit und Gelegenheit, nicht der gute Wille, würden Ihnen zur Wiedererstattung des Geldes fehlen. Da ich nun aber ein viel zu fein fühlender Mann bin, als daß ich je von meinen Freunden zurückfordern sollte, was ich zu deren Verfügung gestellt habe, so würde das Ende vom Liede sein, daß wir Beide die Schuld vergäßen."

„Baron!" rief Salluces lebhaft aus.

„Bitte, werden Sie nicht böse," unterbrach ihn Herr von Maubert. „Sie bedürfen Geld, wie Sie sagen, gut, ich werde Ihnen zu Hilfe kommen, ohne die Börse zu ziehen."

„In wiefern?"

„Indem ich Ihnen Jemand angebe, der Ihnen gegen einen Wechsel ein Darlehn geben wird."

„Einen Wucherer?"

„Das gerade nicht, sondern einen Wechsler, der ein braver Mann sein soll —"

„Ach! Baron, die kennen mich sämmtlich, und ich fürchte —"

„Sie sind ein verbranntes Kind? Na, das weiß ich recht wohl! Aber der Mann, den ich meine, soll äußerst gefällig sein und wird ein Geschäft mit Ihnen machen."

„Kennen Sie ihn?"

„Persönlich nicht, aber ich habe viel von ihm sprechen gehört."

„Wie heißt er?“

„Van Gripp.“

„Ein trefflicher Name!“

„Allerdings sehr charakteristisch.“

„Und er wohnt?“

„Boulevard Saint-Martin, die Nummer weiß ich nicht, aber fast dem Theater gegenüber. Jedes Kind wird Ihnen das Haus zeigen.“

„Allein dieser Van Gripp wird ungeheuere Zinsen von mir nehmen?“

„Was kümmert Sie das?“

„Was mich das kümmert?“

„Sie zahlen ihm nie das Kapital zurück; dadurch werden die Zinsen ausgeglichen.

„Wahrlich! eine gute Idee!“

„Eine treffliche.“

„Ich werde sie benutzen.“

„Es wird das nicht Ihr erster Versuch in dieser Art sein.“

„Sie sind heute ein Spaßvogel, Baron.“

„Nicht mehr, als sonst ebenfalls.“

„Nun, ich bin nicht mehr böse auf Sie, und wenn mir Van Gripp seine Kasse öffnet, so werde ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar sein.“

„Keine Ursache! Ich bin ein Feind der Wechsler und freue mich, wenn ich Gelegenheit finden kann, ihnen einen bösen Clienten zuzuweisen.“

„Auch das noch, Baron!“

„Allemal, mein Lieber.“

„Es ist wahrhaftig nicht möglich, Ihnen gegenüber das

letzte Wort zu behalten. Sie verstehen mit den Antworten zu gewandt umzugehen. Uebrigens werde ich Ihren Rath befolgen und mich morgen nach dem Boulevard Saint-Martin begeben."

„Noch ein letztes Wort: ich habe gehört, daß man Van Gripp nur von zwölf bis zwei Uhr Mittags antreffe."

„Schön! ich werde um zwölf Uhr bei ihm sein."

Wenige Augenblicke nach dieser vertrauten Zwiesprache entfernten sich die Gäste Einer nach dem Andern.

Der Baron war bis zuletzt geblieben und sagte zu Raphael, als er ihn verließ:

„Ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen, mein Freund ich werde morgen früh um zehn Uhr kommen. Ich bitte Dich mich zu erwarten."

„Ich werde zu Hause sein," antwortete Raphael.

Der Zweck der Liebe.

Am folgenden Morgen war Herr von Maubert zu der festgesetzten Stunde bei Raphael.

„Der Herr Vicomte ist nicht allein," sagte Acajou, indem er auf bedeutungsvolle Weise mit den Augen blinzte.

„Kümmert nicht," antwortete der Baron, indem er sich der Thür des Schlafzimmers näherte und leise anpochte.

„Wer ist da?" fragte Raphael.

„Ich," antwortete der Baron.

„Herein! herein!" rief der Vicomte.

Herr von Maubert öffnete die Thür.

Man hörte den Schreckensruf einer weiblichen Stimme, und ein junges Mädchen eilte, sich hinter den Vorhängen des Alkovens zu verbergen.

Raphael saß im Schlafrock auf einer Bergère neben dem Kamin.

Er reichte dem Baron die Hand und rief dem jungen Mädchen zu:

„Komm, Azurine, versteck Dich nicht, meine Liebe!"

„Schau, es ist der Baron!" antwortete das zarte Stimmchen. „Verdammt! das wußte ich nicht!"

Azurine verließ ihr Versteck in der reizenden Unordnung

ihres Morgenanzugs, und kehrte hüpfend an den Kamin zurück.

„Guten Morgen, meine Ratte," sagte Herr von Maubert zu ihr. „Befindest Du Dich wohl?"

„Sehe Einer die Kokette," lachte der Baron. „Sie will nur, daß man ihre rosige und runde Schulter bewundern soll."

„Ach gewiß nicht!"

„Kleine Lügnerinn!"

„Mein Director magert mich ab, mein Herr!" antwortete Azurine, die sich stellte, als sei ihr Schamgefühl verletzt. „Er hat mir eine Rolle in einem neuen Ballet gegeben, und zwar die Rolle Amors."

„Die wirst Du trefflich durchführen, da Du sie auch hinter den Couliſſen so fleißig übst."

„Nur keine Zweideutigkeiten, Baron, wenn ich bitten darf."

„Fällt mir nicht ein, lieber Engel. Ueberdieß versteht ein Mädchen, das so tugendhaft ist, wie Du, die Zweideutigkeiten gar nicht."

Azurine erröthete und begann unwillig und böse zu werden. Raphael mischte sich in den Streit.

„Lassen Sie die Kleine in Ruhe, lieber Baron," sagte er, „denn Sie ist nicht stark genug, um mit Ihnen zu streiten."

„Und dennoch," nahm Azurine wieder das Wort, indem sie ihre Worte mit einem epigrammatischen Mäulchen begleitete, „und dennoch glaube ich, daß der Baron für sein Alter noch nicht besonders stark ist."

„Bravo!" rief der Vicomte, „sie hat sich gerächt!"

„Ich strecke die Waffen," sagte Herr von Maubert, „und

bin bereit, die Steuer der Besiegten zu zahlen. Was soll ich Dir geben, Azurine?"

„Bonbons."

„Die habe ich nicht bei mir, aber hier ist etwas, womit Du deren kaufen kannst."

Und Herr von Maubert drückte ihr zehn Louis in ihr rosiges Händchen. Azurine sprang vor Freude empor und sagte:

„Das ist einen Kuß werth, Baron! Hier haben Sie zwei!"

„Schönen Dank!"

Die Geliebte des Vicomte strich ihre blonden Haare glatt, ordnete so gut wie möglich ihren breitgestreiften seidenen Morgenrock, hüllte sich dann in einen weiten Shawl, setzte ein kokettes Hütchen auf den Kopf und verließ das Schlafzimmer, während sie Raphael zurief:

„Auf heute Abend, mein Lieber! Baron, ich bin Ihre gehorsamste Dienerinn."

Azurine, eine reizende Sünderinn von höchstens achtzehn Jahren, gehörte zu dem Personal der königlichen Akademie der Musik.

Sie war schön, wie der Liebesgott, den sie in den mythologischen Ballets darstellte, und barg hinter einem unschuldigen und fast kindlichen Anscheine eine höchst satanische und erfahrungsreiche Abgefeimtheit.

Seit ziemlich drei Monden herrschte sie in Folge ihrer herausfordernden Schönheit und Anmuth, besonders aber durch ihre buhlerischen Künste, wenn nicht über das Herz, doch über die Sinne des Vicomte Raphael als unumschräukte Souveraininn.

Wir haben nicht nöthig, zu bemerken, daß sie ihn mit willigem Herzen täuschte und neben ihm noch eine Menge von

Männern, die minder jung, minder schön, minder geistreich und minder edel waren, diente.

Das ist einmal Regel bei allen galanten Mädchen, und Azurine machte keine Ausnahme von der Regel.

„Die Kleine ist wahrhaft allerliebst," sagte Herr von Maubert, als er mit Raphael allein war; „Du wirst sie mir nächstens einmal borgen, nicht wahr, Vicomte?"

„Was?" fragte der junge Mann und spitzte die Ohren.

Der Baron wiederholte seine Worte.

„O, ich hatte wohl verstanden!" antwortete Raphael und verzog den Mund auf eine ziemlich deutliche Weise.

„Das scheint Dir nicht besonders zu gefallen?" fragte der Baron lächelnd.

„Verdammt!"

„Nun, mein Lieber, sprechen wir nicht mehr davon. Sobald ich Lust habe, werde ich sie nehmen, ohne es Dir zu sagen."

„Wenn das ist, so lasse ich Ihnen vollkommen freies Feld, mein lieber Baron. — Irre ich jedoch nicht, so sagten Sie mir gestern, daß Sie über wichtige Dinge mit mir zu sprechen hätten?"

In der That über sehr wichtige, denn es handelt sich um Deine Zukunft."

„Ach!"

Ich kenne Dich nun seit sechs Monaten, mein liebes Kind, und habe mich täglich mehr zu Dir hingezogen gefühlt, weil ich täglich die vortrefflichen Eigenschaften Deines Geistes und Herzens mehr kennen lernte."

„Und Sie werden mich gewiß nicht undankbar gefunden

haben," unterbrach ihn Raphael schnell, „denn ich erwidere von ganzem Herzen die Liebe, welche Sie mir beweisen."

Der Baron drückte seinem Schützlinge die Hand und fuhr fort:

„Ich will Deine künftige Stellung sichern, ich will sie zu einer festen und beneidenswerthen machen, und denke daher auf eine glänzende Heirath für Dich."

„Eine Heirath!" rief Raphael aus.

„Allerdings."

„Es scheint mir aber, als ständen Hindernisse, unübersteigliche Hindernisse entgegen."

„Welche?"

„Zunächst habe ich keine Familie."

„Das möge Dich nicht beunruhigen."

„Ich lebe nur von Ihren Wohlthaten und habe kein Vermögen."

„Muß ich Dir denn nochmals wiederholen, daß Alles, was ich besitze, Dir gehört? Ich beabsichtige überdieß, Dich mit den gesetzlichen Förmlichkeiten zu adoptiren, so daß Du in der That mein Sohn werden würdest."

„Endlich, mein lieber Baron, bedenken Sie, daß ich noch sehr jung bin"

„Die Verheirathung, von welcher ich spreche, ist auch noch nicht vor der Thür. Ich gedenke, Dir noch mehre Jahre Deine Freiheit zu lassen."

„Ach! desto besser!"

„Nur wünsche ich, daß Du von dieser Freiheit einen vernünftigen Gebrauch machest, der unsern fernern Absichten förderlich werde."

„Ich verstehe Sie nicht."

Ich werde mich weiter erklären. Seit unserer ersten Begegnung in dem Garten des Palais-Royal haben ich Dir den Zügel schießen gelassen; Du hast Deinem Vergnügen gelebt und Deine Zeit in der Gesellschaft einiger jungen Laffen getödtet."

„Ist das ein Vorwurf?"

„Nicht im Mindesten, da ich selbst diese ephemeren Bekanntschaften für Dich vermittelte, welche übrigens auch ganz den Zweck erfüllt haben, den ich von ihnen erwartete."

„Was für einen Zweck meinen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Den Zweck, die in Deinem Aeußern zu sichtbaren Spuren Deines frühern Zigeunerlebens zu verwischen."

„Und was beabsichtigen Sie jetzt?"

„Ich will Dich in ein neues und angenehmeres Dasein einweihen, ich will Dich in eine Welt einführen, in welcher Du glänzen wirst, wie ich überzeugt bin. Ich will Dir die Salons der hohen Aristokratie öffnen. Ich will Dich in Verbindung setzen mit den berühmten Staatsmännern, Schriftstellern und Künstlern unserer Zeit, besonders aber die Art und das Wesen Deiner Liebschaften vollkommen umändern. Du hast bis jetzt nur Dirnen ohne Werth gehabt, Schauspielerinnen, Grisetten und Buhlerinnen; mit solchen Geschöpfen verliert man sein Geld, setzt seine Gesundheit auf das Spiel und gewinnt weiter nichts. In der Folge wirst Du Dich an den Wagen der großen Damen spannen und Deine Freuden werden Deiner Zukunft förderlich sein, denn durch die Frauen erreicht man Alles! das vergiß nicht, mein Junge."

„Wie! Baron," rief Raphael mit einem gewissen Schauder aus, „Sie verbieten mir die leichten Liebeleien?"

„Durchaus. Du bist zu etwas Besserm berufen, mein liebes Kind. Bedenke, daß der Triumph ohne Ruhm ist, wenn der Sieg ohne Gefahr war!"

„Aber nicht ohne Freude!" antwortete der junge Mann.

„Das sind gemeine Freuden, rohe Vergnügungen, bei denen die Eigenliebe nicht befriedigt wird!"

„Wie Sie wollen, aber —"

„Hier gibt es kein Aber! Höre lieber meine Gründe an: es ist ein jämmerlicher Triumph, wenn man dadurch, daß man seine Börse öffnet, das Herz eines Geschöpfes besiegt, welches stets feil ist, das, mag es mehr oder weniger schön sein, doch schon Jedermann vor Dir gehabt hat, daß sich an Jedermann nach Dir geben oder vielmehr verkaufen wird! Und bilde Dir nicht ein, daß diese thörichten Geliebten, welche in Deine Arme sinken, auch nur das Geringste auf Deine Jugend oder Schönheit geben! Meiner Treu! so dumm sind sie nicht; sie sehen in Dir nur den Mann, welcher bezahlt, und würden sich lieber Deinem Bedienten übergegen, als daß sie Dich ohne Nebenbuhler lassen sollten."

„Ach! Baron, Sie gehen zu weit!"

„Keineswegs! was ich Dir sage, ist keine Verleumdung, sondern reine Wahrheit. Nun ist es mir aber unmöglich, zuzugeben, daß ein junger Mann von Deinem Werthe, um solcher Geschöpfe willen auf immer den schmeichelhaften Erfolgen entsagen sollte, welche seiner warten. Denke doch, mein liebes Kind, an den Wohlgeschmack der verbotenen Früchte! Denke an die Freude, an den Rausch, welche Dich ergreifen werden, wenn ein schönes, junges, reiches, angesehenes, von Achtung und Huldigungen umgebenes Weib allmählig der ansteckenden Gluth

der Leidenschaft weicht, welche Du ihr geschildert hast! Welche göttliche Wollust wirst Du nicht darin finden, einen argwöhnischen Ehemann zu täuschen, ein noch jungfräuliches Herz in Liebesgluth zu entzünden! Und wenn dann des Besitzes Stunde gekommen sein wird, wenn die große Dame Dir ganz und gar angehören wird, welchen göttlichen Stolz wirst Du dann darüber empfinden, daß Du Dir während des Tosens eines prunkreichen Balles, unter den Licht strahlenden Girandolen des Festsaales sagen kannst: Dieses schöne Weib, das man für so strenge hinsichtlich seiner Sitten hält, ist meine Geliebte, ist meine Sklavinn! Diese Lippen, auf denen ein so stolzes Lächeln schwebt, dieser gebieterische Blick werden für mich zärtlich und unterwürfig; ich habe diese herrlichen Schultern geküßt, vor deren Glanz die Diamanten erbleichen; ich habe diese schwarzen Haare aufgelöst! Niemand wagt seine Sehnsucht nach diesem Weibe zu richten, da sie so hoch gestellt ist, und dennoch — Begreifst Du das, Raphael?"

„O gewiß!" rief der junge Mann aus; „Sie sprechen mit einer Wärme sonder Gleichen! — Ihre Gemälde haben einen unwiderstehlichen Zauber!"

„Der Einfluß der Wahrheit begeistert mich wider meinen Willen und — ich fühle es selbst — verleiht mir fast die Gabe der Beredtsamkeit. Aber das ist noch nicht Alles! Wenn Du den Becher materieller Lüste geleert hast, wenn Du Deiner Geliebten müde bist, so bleibt Dir noch die Freundinn, eine mächtige Freundinn, welche geneigt ist, Dir in allen Dingen und mit Eifer zu dienen; Du wirst dann ehrsüchtig, und Sie dient Dir als Staffel; Du verlangst Anstellung, Ehrenstellen,

und sie bittet für Dich; eine glänzende Verbindung eröffnet Dir eine Aussicht, und sie ruht nicht eher, bis sie für Dich dieselbe zu Stande gebracht hat! Und das Alles, mein Kind, ist Wahrheit, materielle Wahrheit' Mit hundert Beispielen könnte ich Dir den Beweis davon liefern. Glaubst Du noch, daß die leichtfertigen Liebschaften, mit denen ich Dich abschließen sehen möchte, noch ein Wort des Bedauerns verdienen?"

„Sie haben vollkommen Recht, und ich werde Ihren Rath befolgen."

„Das heiße ich sprechen! Und von morgen ab werde ich Dich fleißig in der Welt einführen."

„Von heute ab, wenn Sie wollen."

„Dein treffliches Begriffsvermögen entzückt mich."

„Ist es nicht zu meinem Besten, daß ich begreife?"

„Das ist wahr, aber dennoch findet man viele Leute, welche, was man ihnen auch sagen möge, unablässig an der Vernichtung ihrer Zukunft arbeiten. Es scheint mir demnach schicklich, daß Du mit Azurine brichst."

„Ich werde das thun."

„Handle übrigens als galanter Mann gegen die Kleine und mache ihr irgend ein Geschenk: hier sind tausend Thaler; Du kannst einen Theil dieses Geldes zu dem erwähnten Zwecke verwenden."

„Lieber Baron, Sie sind zu gütig, tausend Mal zu gütig!"

„Nicht ein Wort mehr, oder ich werde böse."

„Ich schweige."

„Jetzt verlasse ich Dich. Verwende heute Deine Zeit, wie

Du es für gut findest, und vergiß nicht, daß Du von morgen an ein neues Leben zu beginnen hast."

„Abgemacht."

„Also auf morgen!"

„Auf morgen!"

Das Théâtre de Madame.

Wir sind gezwungen, in unserer Erzählung abermals einen Zeitraum von etwa sechs Monaten zu überspringen, indem wir uns darauf beschränken, nur ganz kurz anzuführen, welche Thatsachen von einiger Wichtigkeit in diese Zwischenzeit fielen.

Zunächst war Raphael an dem Tage nach demjenigen, an welchem seine Freunde bei ihm zum Frühstück waren, mit Philippe von Lansac in der Rue Guénégaud gewesen, um sich nach dem Juden Ismael zu erkundigen, dem die beiden jungen Männer die verdiente Züchtigung ertheilen wollten.

Der Portier hatte ihnen jedoch geantwortet, daß der würdige Wechsler in der verwichenen Nacht ausgezogen sei, ohne seine neue Adresse zurückzulassen. Da die jungen Männer eine sehr natürliche Ungläubigkeit in dieser Hinsicht bewiesen hatten, so hatte man ihnen sogar die Wohnung des Juden gezeigt, welche sie in der That verlassen und vollkommen leer fanden.

Als Raphael dem Herrn von Maubert diese Excursion erzählte, schulterte sich dieser und sagte:

„In der That, mein Junge, ich verstehe Dich nicht. Warum mengst Du Dich in solche Dinge?"

„Ich wollte einen nichtswürdigen Schurken bestrafen," antwortete der Vicomte; „hätte ich damit Unrecht gethan?"

„Die Absicht war allerdings gut, allein Deine Rolle würde eine sehr ermüdende und noch mehr, eine sehr lächerliche werden, wenn Du Dich solchergestalt zum moralischen Don Quixote machen und gegen alle Mißbräuche und Laster die Lanze einlegen wolltest!"

Weiter wurde über diese Sache nicht gesprochen.

An demselben Tage war zwischen zwölf und ein Uhr der junge Graf von Salluces auf dem Boulevard Saint-Martin gewesen, um an die Thür des Wucherers Van Gripp zu pochen.

Wir wissen nicht genau, was zwischen ihm und Van Gripp vorging, aber wir haben Grund zu der Annahme, daß der Erfolg der Unterredung ein den Lebemann befriedigender war, da er sich am nächsten Tage in dem Walde von Boulogne mit zwei köstlichen Füchsen zeigte, und ein prachtvoller indischer Caschemir auf elegante Art die weißen Schultern der Tänzerinn Amanda schmückte.

Nach drei Monaten fand ein Zweikampf, dessen Einzelheiten in ein tiefes Geheimniß gehüllt blieben, zwischen Herrn von Salluces und dem Ehemann einer jungen Dame statt, deren Liebhaber er gewesen war.

Der Baron von Maubert war Einer der Zeugen dieses Zweikampfes, bei welchem der Ehemann das Leben verlor.

Von diesem Augenblick an entspann sich eine seltsame Freundschaft zwischen dem Baron und Herrn von Salluces, eine Freundschaft, die von Seiten des Barons eine gönnerartige schien, während sich der Graf im Gegentheil unterwürfig und achtungsvoll zeigte. Auch wurde der Letztere seidem der unzertrennliche Gefährte und gewissermaßen Schmeichler Raphaels.

Gelehrig gegen die Rathschläge seines Gönners, hatte der

Vicomte mit Azurine gebrochen und dagegen ungemein fleißig die aristokratischen Salons der Vorstädte Saint Germain und Saint Honoré besucht, in denen er mit dem größten Eifer eine Frau suchte, in welche er sich verlieben könnte.

Oft schon war sein Blut bei dem Anblick Einer der Königinnen der Mode in Wallung gerathen.

Aber der Baron, welcher eine geheime und fortwährende Beaufsichtigung aller Handlungen und selbst der Gedanken seines Mündels ausübte, hatte ihn stets abgehalten, sich seiner unüberlegten Gluth hinzugeben.

„Diese Frau," sagte Herr von Maubert zu ihm, „ist nicht schön genug, daß man auf sie stolz sein könnte." — Jene Andere ist zu leichtfertig, und man würde thörichter Weise die Blüthen seiner Liebe den Winden hinwerfen, wollte man sich in eine Liste eintragen lassen, auf welcher bereits die Namen von hundert Siegern stehen." — „Dort die wird über die Maßen von einem mißtrauischen Edelmanne, von argwöhnischen Brüdern, bewacht und gehört in die Kategorie der gut vertheidigten Festungen, bei deren Belagerung man Jahre verlieren muß, bevor man ein freiwillige oder erzwungene Capitulation herbeiführen kann." — „Jene endlich birgt ein Herz von Eis in dem Körper einer Göttinn, und es hieße, von dem Unmöglichen träumen, wollte man die unkluge Hoffnung nähren, diesen Marmorblock zu erwärmen."

Raphael, der halb entmuthigt war, pflegte dann zu dem Baron zu sagen:

„So werde ich also nie eine Geliebte finden!"

Der Baron aber antwortete dann:

„Geduld! man muß zu warten wissen!"

So standen die Dinge in dem Augenblick, in welchem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen. . . . .
. . . .

Versetzen wir uns nun in das Théâtre du Gymnase, welches damals Théâtre de Madame hieß, ein ruhmvoller Name, auf den es stolz sein konnte und welchen zu führen es das Recht hatte, da jene edle und schöne Prinzessinn, Marie Caroline von Neapel, Herzoginn von Berry, Patroninn desselben war.

Man führte an jenem Abende ich weiß nicht welches der kleinen Meisterwerke von Scribe auf, der so viele Meisterwerke geliefert hat, und Madame war bei der Vorstellung zugegen.

Müssen wir nun noch erwähnen, daß das Gebäude gefüllt war.

Nur eine Loge war leer geblieben.

Es war das eine Loge im Proscenium, genau derjenigen der Herzoginn von Berry gegenüber.

Und doch war diese Loge vermiethet, denn mehre Personen hatten sich nach einander gemeldet, um sie einzunehmen, aber Allen hatte die Administration gesagt, daß sie nicht mehr über dieselbe zu verfügen habe.

Der Abend verfloß beinahe, und es waren nur noch zwei Acte zurück, als sich endlich die Thür des Prosceniums geräuschlos öffnete, und zwei Personnen Besitz von der Loge nahmen.

Die Eine war eine sehr junge Frau, fast noch ein Kind, denn sie mochte kaum sechszehn Jahre zählen.

Sie setzte sich ganz vorn hin und legte ihren Blumenstrauß auf die Brüstung der Loge.

Ihr Begleiter blieb etwas weiter zurück, so daß er im

Halbschatten stand und es nicht möglich war, seine Züge zu unterscheiden.

Das Eintreten der beiden Personen machte Aufsehen.

Alle Lorgnetten wurden sofort nach der jungen Dame gerichtet, und die Kenner prüften alle Reize derselben und geriethen in Begeisterung.

Raphael stieß den Baron mit dem Ellbogen an, da er an seiner Seite saß und derselbe in Gedanken versunken schien.

„Nun?" fragte Herr von Maubert.

„Sehen Sie doch!" sagte der junge Mann.

„Was denn?"

„Die neu Eingetretene!"

„Ach!" machte der Baron und wischte mit seinem Handschuh die angelaufenen Gläser seiner Lorgnette ab; „die muß ich genauer sehen."

„Nun? wie finden Sie dieselbe?"

„Reizend."

„Nicht wahr?"

„Sie ist ohne Widerspruch eine der schönsten Damen, die ich je gesehen habe."

Dieses Lob von Seiten des Herrn von Maubert sagte mehr, als die übertriebensten Elogen aus dem Munde eines jeden Andern.

Und sicherlich blieben alle Lobsprüche noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die junge Dame, welche mehr klein, als groß war, dabei in allen ihren Verhältnissen niedlich bis zum Uebermaß, verwirklichte das reizende und einem Nebelbilde ähnliche Ideal der Sylphiden in den Dichtungen Deutschlands.

In dem zarten und feinen Oval ihres Gesichts strahlten große dunkelblaue Augen, deren schwärmerischer und keuscher Blick durch lange Wimpern halb verschleiert wurde, während sie selbst in einer Flüssigkeit schwammen, die wir eine ätherische nennen würden, wenn dieser Ausdruck nicht zu gesucht erscheinen könnte.

Haare von unglaublicher Fülle und von jenem Graublond, welches, so sanft und selten, das Hauptthaar der schönen Herzoginn von Guiche so berühmt machte, umgaben mit ihren weichen Locken die Wangen, welche kaum rosig gefärbt waren, deren Haut aber von idealer Feinheit und Transparenz war.

Die kleine, mit einem weißen Handschuh bekleidete Hand, welche nachläßig auf der Brüstung der Loge lag, schien die Hand eines achtjährigen Kindes.

Die Gesammterscheinung des reizenden Wesens, welches wir schilderten, hatte etwas Jungfräuliches und Engelgleiches.

So mochte Titania aussehen, wenn sich ein Dichter in einer Sommernacht dieselbe vor seine Augen rief.

Eine Toilette von ausgesuchter Einfachheit vollendete den übermenschlichen Reiz der Unbekannten.

Ihre blonden Haare hatten keinen weitern Schmuck, als eine weiße Rose, welche nach spanischer Sitte auf der rechten Seite angebracht war.

Ihr blaßblaues Kleid reichte bis an den Hals und ließ die köstlichen Formen der Brust ahnen.

Ein einziger Diamant diente diesem Kleide als Agraffe.

Aber dieser Diamant, ein gleichsam königliches Juwel, war funfzigtausend Thaler werth.

Man sieht, daß die Unbekannte, deren Bild wir entwarfen,

unbestrittene Rechte auf die Aufmerksamkeit und noch mehr auf die Bewunderung des Publicums hatte, welches das Schauspielhaus füllte.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß mehrte noch die Neugierde und Begeisterung.

Während des Zwischenactes, welcher dem letzten Aufzuge voranging, verließ einer der Herren, welche die Begleitung der Herzoginn von Berry bildeten, die prinzliche Loge und ließ sich das Proscenium öffnen, nach welchem alle Blicke gerichtet waren.

Dort wechselte er einige Worte mit dem Begleiter der jungen Dame. Dieser letztere verneigte sich tief zum Zeichen der Einwilligung, bot dann der Dame den Arm und führte sie in die Loge Ihrer Königlichen Hoheit.

Die Herzoginn von Berry empfing die junge Dame mit jener so anmuthigen und rührenden Güte, welche bei ihr zur zweiten Natur geworden war.

Dann richtete sie einige gleich wohlwollende Worte an den Begleiter der wunderschönen Unbekannten, welche ihr vorgestellt war.

Dieser Begleiter war ein schöner Greis von etwa siebzig Jahren, der sich ungeachtet seines Alters außerordentlich wohl erhalten hatte und in den edlen und charakteristischen Zügen seines etwas strengen Antlitzes, wie in seiner würdevollen Haltung und dem hoheitsvollen Blick den vollendetsten Typus eines großen Herrn darbot.

Auf seinem schwarzen Frack blitzte neben dem Ludwigskreuze der Orden eines Commandeurs der königlichen Ehrenlegion.

„Wer ist der Mann?“ wandte sich Raphael an Herrn von Maubert.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Baron; „persönlich kenne ich ihn wohl, aber sein Name ist mir unbekannt.“

„Glauben Sie, daß er der Mann der reizenden Dame ist, bei welcher er sich befindet?“

„Ihr Ehemann oder ihr Vater.“

„Sie ist noch zu jung, um seine Frau zu sein.“

„So scheint es, aber ein junges Mädchen würde keine Diamanten tragen.“

„Sie ist vielleicht seine Geliebte?“

„Du bist ein Narr, mein Lieber!“ antwortete der Baron, indem er sich schulterte; „widerlegt nicht die Gegenwart der Dame in der Loge der Herzoginn von Berry von vorn herein Deine abgeschmackte Annahme?“

„Sie haben Recht,“ stammelte Raphael.

„Ein ander Mal,“ fuhr Herr von Maubert mit leiser Stimme fort, „überlege, bevor Du sprichst, mein Kind! Eine Naivetät, wie diejenige, welche Dir eben entschlüpfte, könnte Dir große Nachtheile zuziehen, und ohne Zweifel würden diejenigen, welche sie hörten, das Recht haben, zu fragen, in welchen Kreisen Du bis jetzt gelebt hättest.“

Raphael schlug gedemüthigt und verlegen die Augen nieder.

Herr von Maubert blieb nicht länger bei diesem Kapitel stehen.

Indeß war der Vorhang gefallen und die Menge strömte den Ausgängen des Theaters zu.

Der Baron und der Vicomte hatten ihre Plätze verlassen,

um in dem Peristyl des Theaters einen Beobachtungsposten einzunehmen.

Der Greis und die junge Dame schritten an ihnen vorüber und nahmen in einem reizenden offenen Wagen Platz, der mit zwei Apfelschimmeln bespannt war, welche à la Daumont von einem mikroskopischen Postillon gelenkt wurden.

Diese kostbare Equipage fuhr in scharfem Trabe davon, während der Tilbury des Herrn von Maubert ganz nahe folgte.

Die Kutsche fuhr die ganze Linie der Boulevards entlang, dann in die Rue Royale, und verschwand in dem weiten Hofe eines prachtvollen Hôtels der Vorstadt Saint Honoré.

Der Groom des Herrn von Maubert wurde abgesandt, um Erkundigungen einzuziehen, und das Resultat seiner Nachforschungeu war, daß Kutsche und Hôtel dem alten Herzog de Latour du Pic gehörten, welcher sechshunderttausend Livres jährlicher Einkünfte habe und seit einigen Monden mit der reizenden Dame verheirathet sei, welche wir bereits kennen.

Der Baron peitschte sein Pferd wieder an, und Raphael sprach während der Fahrt aus der Vorstadt Saint Honoré nach dem Boulevard des Italiens nicht ein Wort mehr, weil er zu tief in Gedanken versunken war.

„Alles geht gut!“ dachte Herr von Maubert, als er seinem Mündel zum Abschiede die Hand gedrückt hatte und nun der Rue Meslay entgegen fuhr; „Alles geht gut, und der Augenblick ist gekommen!“

Als Raphael in seine Wohnung getreten war, warf er sich sogleich auf sein Bett; doch vergingen mehre Stunden, be-

vor der Schlaf seine Augen schloß, und noch in seinen Träumen sah er bis zum Morgen das anmuthige und jungfräuliche Bild der sechzehnjährigen Herzoginn mit blonden Haaren und blauen Augen.

Geschichte einer Ehe.

Da die beiden Personen, welche wir eben in unsere Erzählung eingeführt haben, bestimmt sind, eine Hauptrolle in derselben zu spielen, so wird es nützlich sein, unsere Leser eine vollständigere Bekanntschaft mit ihnen machen zu lassen.

Herr de Latour du Pic war noch ein Edelmann aus vergangener Zeit, einer jener Edelmänner, deren Stamm sich immer mehr verliert, eine von jenen kräftigen und starken Naturen, die aus Begeisterung und Edelsinn, aus Biederkeit und Treue zusammengesetzt waren.

Gern hätte er jenen stolzen und ritterlichen Wahlspruch geführt, über welchen die traurige, die jämmerliche und entartete Jugend der Jetztzeit so gern spottet: **Mon dieu, mon roi, ma dame!**

Das Leben des Herrn de Latour du Pic war eine zusammenhängende Kette von Handlungen, die durch ihren Heroismus an das Unwahrscheinliche grenzten, die wir aber zu unserm großen Bedauern hier mit Stillschweigen übergehen müssen.

Geboren im Jahre 1753 auf dem großen Dominium, welches der alte Herzog, sein Vater, im Nivernais besaß, empfing er eine einfache und kräftige Erziehung, ward am Hofe vorge-

stellt, bekam ein Regiment und erschien seitdem nur noch selten und stets nur auf kurze Zeit im Nivernais.

Der junge Marquis (Herr de Latour du Pic führte damals diesen Titel) galt mit vollem Rechte für einen der schönsten Männer seiner Zeit, und er machte daher in der schönen Welt das seltenste Glück.

Aber sein Herz, welches ohne Zweifel nach soliderer Freundschaft strebte, blieb während seiner vorübergehenden Neigungen stets frei.

Der Marquis hatte eben sein dreißigstes Jahr zurückgelegt und dachte nun an die Ehe, nicht sowohl aus Liebe zu einem Mädchen, als vielmehr, um sein Geschlecht fortzupflanzen. Da ward er nach dem Nivernais zu seinem sterbenden Vater gerufen.

Kaum war er bei diesem angekommen, als sich der Zustand desselben sichtbar besserte, so daß der Kranke für einige Zeit wenigstens außer aller Gefahr war.

Der Marquis brachte nun einige Wochen auf den Besitzungen seines Hauses zu und widmete seine Tage fast gänzlich den Freuden der Parforcejagd unter den hundertjährigen Bäumen der herrschaftlichen Waldungen.

Als er an einem Nachmittage eben einen Hirsch abfangen wollte, welcher in einem Dickicht von den Hunden gestellt war, vernahm er plötzlich, und zwar in nicht großer Ferne, den lauten Schrei einer weiblichen Stimme.

Der Marquis verließ sogleich die Jagd, bestieg sein Pferd wieder, galoppirte nach der Richtung, von welcher her das Geschrei ertönt war, und entdeckte bald ein junges Mädchen, welches mit reißender Schnelligkeit von einem weißen Pferde davon

getragen wurde, während in weiter Ferne zwei Bedienten folgten, die aus Leibeskräften riefen:

„Halt! halt!“

Aber vergebens stießen die Bedienten ihre Pferde mit den Sporen blutig; es war ihnen nicht möglich, das flüchtige Thier einzuholen.

Der Marquis benutzte die Ueberlegenheit seines Pferdes, eines Vollblut-Arabers, lenkte zugleich auf die ihm bekannten nähern Pfade, gewann so einen Vorsprung und ergriff den ungelehrigen Zelter gerade in dem Augenblick beim Zaume, in welchem das junge Mädchen auf dem Sattel schwankte und ihr Bewußtsein vollkommen verlieren wollte.

Das mit eiserner Faust gepackte Thier bäumte sich zwar, mußte aber gehorchen, und der Marquis sprang vom Pferde, empfing die Amazone in seinen Armen und legte sie auf den Rasen, auf welchem sie ohnmächtig wurde.

Herr de Latour du Pic konnte nun mit Aufmerksamkeit diejenige betrachten, welcher er das Leben gerettet hatte.

Es war ein Kind von etwas mehr, als funfzehn Jahren, bleich, wie eine Lilie, unter ihren langen schwarzen Haaren, und um sie mit wenigen Worten nach der Weise der damaligen Romane zu schildern: „zum Malen schön.“

Ihre Augen waren geschlossen und ihre langen braunen Wimpern warfen einen Schattensaum auf die obere Grenze ihrer erbleichten Wangen.

Der Reichthum ihrer Kleidung deutete auf einen hohen Stand und ein bedeutendes Vermögen.

Ein Wappenschild zeigte sich in Relief auf dem silbernen Griff der Gerte, welche ihrer erschlafften Hand entfallen war.

Dem Herrn de Latour du Pic fehlte jedoch die Zeit, nach diesem Wappenschilde zu schauen, denn in diesem Augenblick kamen endlich die beiden Bedienten neben ihrer Herrinn an.

Einer dieser beiden Männer, der durch sein ehrwürdiges Aeußere und seine weißen Haare das Ansehen eines vertrauten, im Hause ergrauten Dieners erhielt, und dessen Züge das Gepräge der Aufregung und des äußersten Schreckens trugen, beugte neben der Ohnmächtigen ein Knie zur Erde und sagte:

„Gott sei gedankt! Sie ist mit der bloßen Angst davon gekommen!"

Dann ergriff er die Hände des Herrn de Latour du Pic, bedeckte dieselben mit Küssen und fuhr fort:

„Dank Ihnen, Herr Marquis, denn Sie haben uns das liebe Kind erhalten!"

„Sie kennen mich?" fragte der Marquis etwas überrascht.

„Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Marquis, und das ist auch sehr natürlich, denn mein Herr ist der nächste Schloßnachbar des Herrn Herzog, Ihres Vaters."

„Wie heißt Ihr Herr?"

„Graf von Chaumont!"

„Ach so!" sagte Herr de Latour du Pic, indem er seinen Kopf verächtlich aufwarf.

Dann fuhr er fort:

„Also dieses junge Mädchen —"

„Ist Fräulein Bertha, das einzige Kind des Herrn Grafen."

„Ich hoffe, daß die Folgen dieses Unfalles keine ernstlichen sein werden, sagte darauf der Marquis in einem kalten Tone.

Sagen Sie Ihrer Herrinn, daß ich den herzlichsten Antheil an ihr nehme."

Mit diesen Worten ergriff Herr de Latour du Pic seinen Hut, welchen er neben sich auf den Rasen geworfen hatte, und schritt nach seinem Pferde zu, dessen Zügel er an den Ast einer alten Eiche gehängt hatte.

„Wie! mein Herr, Sie entfernen sich — schon?" rief ihm der alte Bediente nach.

„Allerdings! — Ich bitte Sie, was habe ich noch hier zu thun?"

„Ach! — ich glaubte — ich dachte, daß es dem Herrn Marquis — Freude machen würde, diejenige — der Sie das Leben mit eigner Gefahr retteten — wieder wohl auf — außer aller Gefahr — zum Bewußtsein zurückgekehrt — zu sehen."

„Sie irren sich, mein braver Mann, Fräulein von Chaumont bedarf weder meiner Sorgfalt, noch meiner Gegenwart, und ich verlasse sie in vollkommener Sicherheit, da sie in Ihrer Gesellschaft ist. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen."

Als der Marquis diese letzten Worte sagte, setzte er den Fuß bereits in den Steigbügel.

Hier die Erklärung seines Benehmens, eines Benehmens, das von Seiten eines galanten Mannes mindestens auffallend erscheinen muß.

Die Erklärung ist einfach.

Es handelte sich um die tausend und erste Auflage der unsterblichen Chronik der Montecchi und Capuleti.

Seit Jahrhunderten hatten sich die Herzöge de Latour du Pic und die Grafen von Chaumont, deren Gebiete an einander grenzten und die an Macht mit einander wetteiferten, mit dem

heftigsten Hasse verfolgt. Zweikämpfe, Entführungen, Gewaltthätigkeiten und selbst, wie man behauptete, einige Meuchelmorde, waren die Folgen dieses Hasses gewesen.

Der Marquis war von seinem Vater in den Grundsätzen dieses angeerbten und unvernünftigen Hasses erzogen, und es hatte ihn daher gedrängt, sich schnell zu entfernen, als er sich so unerwartet der Erbinn einer verabscheuten Familie gegenüber sah.

Er dachte nicht daran, daß diese Erbinn ein anbetungswürdiges Kind von funfzehn Jahren und durchaus unschuldig an den mehr oder minder ernstlichen Bekümmernissen sei, welche den de Latour du P c von den Chaumont zugefügt waren.

Er fühlte nur, wie mit seinem Blute zugleich der Erbhaß durch seine Adern wallte, und entfernte sich, und das war Alles.

Indeß ritt er nicht fort.

In dem Augenblick, da er, wie wir schon sagten, den Fuß in den Steigbügel setzte, mit der Linken die lange Mähne seines Pferdes, mit der Rechten die Sattellehne ergriff, öffnete Fräulein von Chaumont, welche nach und nach ihre Besinnung wieder gewonnen hatte, mit einem tiefen Seufzer die Augen.

Der Marquis blickte zurück.

Bertha wurde bei dem Anblick eines Fremden roth, wie die Blüthe einer Granate, und machte eine Anstrengung, um sich zu erheben.

Aber sie war noch zu schwach und sank wieder zurück.

Bezaubert durch eine mächtige Anziehungskraft, ließ de Latour du Pic den Zügel seines Pferdes wieder fahren und näherte sich nochmals dem jungen Mädchen.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Bertha mit zitternder Stimme, indem sie sich an den alten Bedienten wandte, „was ist denn vorgefallen, und warum liege ich hier auf dem Rasen und bin so schwach, als sollte ich sterben?“

„Liebes Fräulein,“ antwortete der Bediente mit der zärtlichen Vertrautheit alter Diener, welche gewissermaßen zu einem integrirenden Theile der Familie geworden sind, „Griseldis, Ihr häßlicher Zelter, entsetzte sich vor einem aufspringenden Hasen und trug Sie in so wilder Flucht durch den Wald, daß Champagne und ich Ihnen nicht zu folgen vermochten. Sie waren so erschreckt, daß Sie sich nicht zu helfen vermochten, und würden an dem Stamme irgend eines Baumes zerschmettert sein, wenn sich nicht der Herr Marquis hier muthig vor Griseldis geworfen und sie glücklich fest gehalten hätte.“

„Ja,“ sagte Bertha mit einem reizenden Lächeln, „ich besinne mich jetzt.“

Sie richtete auf Herrn de Latour du Pic einen zu gleicher Zeit neugierigen und dankbaren Blick. Eine neue schamhafte Röthe überzog ihre Wangen und ihre Stirn, und sie reichte dem Marquis mit der ganzen Nachlässigkeit einer anbetungswürdigen Keuschheit die Hand, indem sie sagte:

„O! ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen! Mein armer Vater würde so viel geweint haben, wenn ich gestorben wäre!“

Der Marquis zögerte eine Secunde, ehe er die kleine und zarte Hand ergriff, welche ihm angeboten wurde.

Aber er mußte auch dieses Mal der unwillkürlichen Anziehungskraft gehorchen, welche ihn beherrschte.

Er ergriff die weiße und schmale Hand des jungen Mädchens, und drückte dieselbe mit einem so großen Feuer an seine Lippen, daß Bertha ihre Hand schnell wieder zurückzog und einen leichten Schrei ausstieß.

Wachsende Liebe.

Der Marquis trat einen Schritt zurück und stand unbeweglich vor dem schönen Kinde, dessen Blicke mit dem reizenden Ausdruck der Dankbarkeit und Unschuld auf ihn gerichtet waren.

Fräulein von Chaumont war noch ein Wenig bleich, aber schon begann die lebhafte Färbung der Jugend sich wieder auf ihren sammtnen Wangen zu zeigen, und das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück.

„Mein Herr —" sagte sie.

Dann unterbrach sie sich für einen Augenblick.

„Was erwarten Sie von mir, mein Fräulein?" fragte der Marquis, der sich bemühete ruhig zu sein, dessen Stimme aber dennoch den Beweis von dem heftigen Pochen seines Herzens lieferte.

„Mein Herr," wiederholte Bertha, indem sie ihm von Neuem auf einfache und anmuthige Art die Hand reichte, „Sie haben mir das Leben gerettet."

Der Marquis war schon im Begriff gewesen, zum zweiten Male den duftenden Handschuh, der die Hand des jungen Mädchens verhüllte, an seine Lippen zu drücken, ließ aber plötzlich diese Hand sinken und schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Verzeihen Sie mir," fuhr Fräulein von Chaumont mit einem Lächeln fort, auf welches die Engel im Himmel hätten neidisch werden können. „Ihnen verdanke ich es, daß ich noch dieses schöne Grün und die liebe Sonne sehe. — In dem Augenblick, als ich durch den Wald hindurch getragen wurde, in dem Augenblick, als sich meine Sinne verwirrten, ich die Zügel fahren ließ und die Augen schloß, da fühlte ich wohl, daß ich das Leben verlieren würde, und ich behaupte (mögen Sie es einräumen oder nicht), daß Sie mein Retter waren. Sagen Sie mir daher Ihren Namen, mein Herr, damit ich ihn meinem Vater wiedersagen kann, und wir ihn nie vergessen."

Der Marquis mußte dieser Bitte gehorchen.

Er verneigte sich und öffnete den Mund.

Aber in dem Augenblick, als er seinen Namen aussprechen wollte, zögerte er eine Secunde und richtete seinen plötzlich wehmüthig gewordenen Blick mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf Bertha's schönes Antlitz.

Während dieser Secunde durchzog eine ganze Welt von Gedanken seinen Geist.

Er fühlte, daß er nie bei dem Anblick eines Mädchens einen Eindruck gefühlt habe, dem ähnlich, welcher ihn in diesem Augenblick erschütterte.

Er fühlte, daß Nichts dem Anscheine nach ihn von diesem jungen Mädchen trennte, das ihm an Rang und Vermögen ebenbürtig war, und daß dennoch sein Name, wenn er ihn ausspräche, unüberspringliche Abgründe zwischen ihr und ihm austiefen würde.

Da verfluchte er den Namen, auf den er bisher so stolz

gewesen war, und jene Familien-Vorurtheile, deren Unglück auf ihn vererbt war.

Es war ihm, als hätte er seine gebrochene Zukunft und seine verlorne Liebe zu beweinen.

Indeß wartete Bertha noch immer, und man konnte auf ihrer offnen Stirn lesen, daß sie sich über diese unerklärliche Zögerung wundere.

Herr de Latour du Pic durfte die Antwort nicht länger verschieben.

Er schlug die Augen nieder und sprach halblaut seinen Namen aus.

Man hätte glauben sollen, daß er das Bekenntniß eines Verbrechens ablege, so sehr trug seine Stimme den Ausdruck der Unruhe oder fast der Furcht.

„Ach!" rief Bertha fast schaudernd aus.

Der Marquis täuschte sich nicht hinsichtlich der Bedeutung des einsilbigen Wortes, welches dem jungen Mädchen entfahren war.

Er schlug seine Augen wieder auf und heftete sie von Neuem auf Bertha.

Die Züge dieser Letztern hatten den Ausdruck des sanften Wohlwollens verloren, durch welchen sie kaum noch beseelt wurden. Nur eine instinktmäßige und unwillkürlsche Furcht drückten sie noch aus.

Der Marquis fühlte einen lebhaften Schmerz, einen sowohl körperlichen, wie moralischen Schmerz, der in seinem Herzen wüthete.

Er wich einige Schritte zurück und sagte mit langsamer und ruhiger Stimme:

„Sie haben es so gewollt, mein Fräulein. Gott weiß, daß ich lieber geschwiegen hätte, denn alsdann würden Sie wenigstens ein freundliches Andenken an den Unbekannten bewahrt haben, während ich jetzt nichts Anderes für Sie bin, als ein Mann, den Sie hassen müssen.“

„Hassen!“ unterbrach ihn Bertha lebhaft, „o! mein Herr!“

„Leider, mein Fräulein,“ nahm der Marquis de Latour du Pic wieder das Wort, „leider weiß ich, wie schrecklich die Herrschaft gewisser angeerbten Vorurtheile ist, Vorurtheile, die auch mich fesselten, wie ich gestehen muß, bevor ich Sie kannte. In Ihren Augen muß ich nur als ein Feind Ihrer Familie erscheinen, und ich beklage dieses Gefühl, obschon ich mich nicht über dasselbe wundere. Nun, mein Fräulein, wollen wir uns trennen, — trennen, um uns wahrscheinlich nie wiederzusehen. — Ich nehme das Glück mit mir, Ihnen einen leichten Dienst erwiesen zu haben, und wage Sie zu bitten, mein Fräulein, nie an meinen Namen zu denken, wenn Sie vielleicht bisweilen geruhen sollten, an — an mich zu denken.“

Als der Marquis diese letzten Worte aussprach, verneigte er sich tief vor dem jungen Mädchen und kehrte dann zu seinem Rosse zurück, das vor Ungeduld wieherte und scharrte.

Er ordnete die Zügel und setzte den Fuß in den Steigbügel.

„Adieu, mein Fräulein!“ sagte er halblaut, indem er noch ein Mal zurückblickte.

„Adieu!“ antwortete Bertha, aber mit so leiser Stimme, daß es Niemand hören konnte.

Der Marquis saß im Sattel.

Er fuhr mit der Hand über seine Augen, um eine flüchtige

Thräne abzuwischen, welche in seinen schwarzen Wimpern perlte, und spornte dann sein Pferd so heftig an, daß dieses einen weiten Satz machte, im Galopp davon stürmte und bald in einer Biegung des Weges verschwand.

Bertha saß noch immer regungslos und träumerisch am Fuße der alten Eiche, unter welcher wir sie verließen.

Als der alte Bediente sich ihr näherte und in achtungsvollem Tone fragte:

„Beliebt es dem Fräulein nicht, wieder zu Pferde zu steigen? Der Herr Graf könnte vielleicht durch die lange Abwesenheit beunruhigt werden —" da fuhr sie heftig zusammen, als wäre sie aus einem Traume erweckt, und flüsterte die folgenden Worte, welche ohne Zweifel eine Antwort auf ihre Gedanken waren:

„Mein Feind? — er! — o nein!" . . . .

. . . .

Die Bekenntnisse eines Zigeuners sind weder ein psychologischer Roman, noch ein analytischer Roman.

Die Bekenntnisse eines Zigeuners sind eins von jenen Büchern, die ein unendlich bestreitbares Verdienst haben, die aber unglücklicher Weise den abgestumpften Lesern unserer Zeit ein Bedürfniß sind, eins von jenen Büchern, in welchen die materielle und rohe Thatsache meist die Stelle der Gedanken vertritt.

Man verlangt heutigen Tags in einem Romane Handlung, nichts als Handlung.

Es kümmert wenig, ob das Drama ein Melodrama sei, ob das Komische in die Posse übergeht, — wenn nur das Buch in Spannung erhält, wenn die Thatsachen nur überraschen.

Seid albern, aber seid unterhaltend, und Ihr dürft auf Erfolg rechnen.

Und nun wundert man sich noch, daß die wahre, die gute Litteratur im Todeskampfe liegt!

Wer trägt die Schuld davon?

Wenn *Clarisse Harlowe* jetzt, im Jahre der Gnade 1850, geschrieben würde, so würde sie weder Verleger, noch Leser finden.

Dagegen werden die *Bekenntnisse eines Zigeuners* gedruckt und gelesen.

Diese Bemerkungen erklären auf mehr als hinreichende Weise, weßhalb wir hier eine reizende und zarte Analyse zur Seite liegen lassen, fast ohne sie zu berühren, obschon wir sie mit Glück hätten versuchen können, nämlich die Analyse der wachsenden und gegenseitigen Liebe des Marquis de Latour du Pic und des Fräulein von Chaumont.

Denn unsere Leser sind Leute von zu viel Geist und Scharfsinn, als daß sie nicht bereits errathen haben sollten, daß das Shakespearische Drama von Romeo und Julie auf diesen Seiten neu beginnen werde (doch nur ganz kurz, wie wir versichern), und daß die beiden jungen Leute gerade aus dem Grunde einander liebten, weil sie sich hätten hassen müssen.

So viel ist gewiß, daß der Marquis nach dem geschilderten Auftritte mit glühendem Antlitz und das Herz von bisher ungekannten Gefühlen aufgeregt, nach Hause kam.

So viel ist ferner gewiß, daß Bertha unterwegs und aus dem einleuchtenden Grunde, daß sie ihren Vater durch die überflüssige Erzählung der überstandenen Gefahr nicht erschrecken

wolle, ihrem Bedienten den Befehl gab, ein unverbrüchliches Schweigen über die Ereignisse des Tages zu beobachten.

Hatte dieses Schweigen aber nicht in der That den Zweck dem Namen de Latour du Pic (einem Namen, welchen sie bereits liebte, ohne es zu wissen) die beleidigenden Vorwürfe zu ersparen, mit denen der Graf jedes Mal so verschwenderisch war, wenn die Rede bei irgend einer Gelegenheit auf die verabscheute Familie kam?

Möge der Scharfsinn unserer Leser, besonders aber unserer Leserinnen, diese wichtige Frage entscheiden.

(Ende des zweiten Theiles.)

Romane zu herabgesetzten Preisen,

welche im Verlage von G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sind: Sgr.

Das Abenteuer im Walde oder Therese. 2 Bnde. mit 1 Kupfer. 1 Thlr. 25 Sgr. 10

Merkwürdige Abenteuer und Wallfahrten einer Baronesse. 2 Thle. 1 Thlr. 15 Sgr. 10

Abrantes (Herzogin v.), Genre-Bilder aus Spanien. 2 Bnde. 1 Thl. 25 Sgr. 15

— Die Salons von Paris. Gemälde und Portraits aus der großen Welt unter Ludwig XVI., dem Directorium, dem Consulat und dem Kaiserreiche, unter der Restauration und der Regierung Ludwig Philipps I. Aus dem Französischen von Le Petit. 6 Bände. gr. 8. geh. 837 bis 40. 7 Thlr. 20 Sgr. = 1 Thlr. 15

Abrantes (Herzogin von), Der Verbannte. Aus dem Franz. 2 Bnde. 2 Thlr. 10 Sgr. 10

Adele, oder das grausame Verhängniß. 22½ Sgr. 5

Alben (Wilhelmine v.), Die nordische Rose. Romant. Erzählung. 1 Thlr. 5 Sgr. 5

Albert, Graf von Reinstein, oder das heimliche Gericht der Teufelsmauer. Rittergeschichte aus den Zeiten der Vehme. 3 Theile. 2te Auflage. 3 Thlr. 5 Sgr. 15

Albiny (J.), Die Bastardbrüder, oder der Fluch der Geburt. 2 Thle. 1 Thlr. 25 Sgr. 10

— Das graue Felsenmännchen. Ritter- u. Räubergesch. 2 Bände. 1 Thlr. 25 Sgr. 10

— Guilio di Sorento, oder der Bund der heimlichen Rächer. 4 Theile. 4 Thlr.

— Heinrich von Lindenhorst, oder die erfüllte Wahrsagung. 3 Thle. 3 Thlr. 5 Sgr.

— Herzlande von Rappoltstein, oder die Verbrecherin aus Eifersucht. 1 Thlr. 5 Sgr.

— Marko, oder das Opfer der Treue. Romantische Geschichte. 25 Sgr.

— Der wandernde Schatten, oder die Mahnungen der Todtengruft. 1 Thlr.

Alexis der Wanderer. Bernardo und Emmelina. 1 Thlr 10 Sgr.

— Der Entführte. Ein Roman nach dem Französischen. 3 Theile. 3 Thlr. 10 Sgr.

— Das selige Gundchen, oder die Liebe auf der Gartenmauer. 1 Thlr. 5 Sgr.

— Loda die Lautenspielerin und andere Erzählungen. 1 Thlr.

Aloisio und Dianora, oder der Pilger und die Nonne. Romantische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert vom Verfasser des „Rinaldo Rinaldini". 1 Thlr. 10 Sgr.

Aniello (Seb.), Burg Löwenstein, oder der Sturz der Bundesritter von der eisernen Krone. Rittergeschichte aus den Zeiten der Vehme. 3 Theile. 3 Thlr.

— Der Kampf der schwarzen Ritter gegen die Löwenritter, oder die Insel des Todes. Ein Schaudergemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge. 3 Theile. 3 Thlr.

— Prinz Hussein, der Gefesselte; oder die furchtbare Türkenschlacht. 2 Thle. 2 Thlr. 5 Sgr.

Sgr.

— Die Ritter von der goldenen Binde. Eine romantische Geschichte. 1 Thlr. 5 Sgr. 5

— Die gräßlichen Unholde der Mitternacht. 2 Theile. 2 Thlr. 5 Sgr. 10

d'Arlincourt, Die Rebellen unter Karl V. in Frankreich. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Theod. Weis. 3 Theile. 3 Thlr. 25 Sgr. 15

Thomas Armenteros, oder das Auto da Fé. 25 Sgr. 5

Arvonasack's Bund mit dem Bösen und dessen verliebte Abenteuer. 1 Thlr. 5

Asch (Ferd.), Die Nonne. Ein Roman. 1 Thlr. 5

Balfour, der Räuber in Hochschottland; od. die Kapelle zu Dundrikh. 2 Thle. 2 Thlr. 10

Balzac's (H. de), sämmtliche Werke. Aus dem Französischen. 82 Bände. (à Band. 15 Sgr.) 41 Thlr. = 8 Thlr. 15

* * * Die einzelnen Romane Balzac's werden auch apart (à Band 5 Sgr.) abgegeben.

Barda (J. H.), Carlo Don Caronna u. Isabella, die Verfolgten. 2 Thle. 2 Thlr. 10

— Carlo v. Ortobello; oder der furchtb. Bund des Todtengewölbes. 3 Thle. 3 Thlr. 10 Sgr. 15

— Edmund von Geierstein, oder die Rächer im Schauerthale. 3 Theile. 3 Thlr. 15

☞ **Das vollständige Verzeichniss dieser, auf einige Zeit bedeutend im Preise herabgesetzten Romane ist durch alle Buchhandlungen *gratis* zu beziehen.**

G. Basse.

Féval, Paul

Bekenntnisse eines Zigeuners Von Paul Féval. Aus dem Französischen

Bd.: 2

Quedlinburg und Leipzig 1850